Zweites Kapitel

Die Entwicklung der nationalen Tendenzen in der Gegenwart

1.

Mehr als alle bisherigen Perioden der Geschichte scheint unser Zeitalter von nationalen Trieben, Ideen, Gegensätzen beherrscht. Es scheint sich um eine spezifisch moderne Bewegung zu handeln, welche, erst zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts anhebend, von da an unaufhaltsam an Macht und Stärke gewinnend und sich über die ganze Erde verbreitend, heute zum elementarsten Faktor des politischen Lebens geworden ist. In der Tat: was wir heute Nationalismus nennen, hat in dieser Form vor unserem Zeitalter die uns bekannte Geschichte des Menschengeschlechtes kaum gekannt. Ähnliches gab es zu allen Zeiten; auch früher haben die Menschen an ihrer Heimat und ihrem Volke gehangen, für ihr Vaterland und ihren Staat ihr Leben geopfert. Auch früher gab es Rassenfeindschaft und Rassenkriege, auch früher stand das Individuum in überindividuellen Zusammenhängen des Blutes und der Kultur.

Aber in früheren Zeiten waren diese Zusammenhänge nie so rein und stark ausgeprägt, sie verblieben vielfach in der Sphäre des Unbewußten und fanden nicht den stärkeren Ausdruck der Bewußtheit — und das im großen ganzen deshalb, weil Volk und Staat sich noch nicht gefunden hatten.

Dieses Sichfinden von Volk und Staat, die Entstehung der Nation und des Nationalstaates ist das tiefste Ereignis der modernen Geschichte. Auch im Mittelalter gab es Völker und Staaten. Aber zumeist führten die Staaten ebenso ein Leben

für sich wie die Völker. Das Individuum war nicht als Vol
genosse Glied des Staates, und nicht als Glied des Staa
Volksgenosse. Die Zugehörigkeit zu einem Staate hatte we
zu tun mit der Zugehörigkeit zu einem Volke. Das Indi
duum war zwischen beiden geteilt, und beide standen n
einander im Gegensatz. Dies war der Grund dafür, daß e
starke eindeutige nationale Tendenz sich nicht entwickeln kon
Das wurde erst möglich, als die Seele des Volkes und der Kör
des Staates sich gefunden hatten und das entstand, was
heute Nationalstaat heißen. Man kann sagen — wenn man
nachantike Entwicklung überblickt —, Volk und Staat hatten
durch die Jahrhunderte hindurch gesucht und erst in dem vori
Jahrhundert eingesehen, daß sie zusammengehören und wie Kör
und Seele aufeinander angewiesen sind. In der Tat sind sie
Aber da sie verschiedene Lebensbedingungen, eine verschiedene E
stehung und verschiedene Entwicklung haben, geht es ihnen et
wie Mann und Frau, die auch aufeinander angewiesen sind u
sich doch nie ganz verstehen können. Deswegen hat es auch
lange gedauert, bis diese Ehe zustande kam, und deshalb ist
auch heute nirgends ganz ungetrübt.

Die Entstehung des Nationalstaates bedeutet für das V
hältnis der Individuen zu den überindividuellen Bindungen,
denen es steht, eine ungeheure Umwälzung. Zwei solcher B
dungen, die sich früher durchkreuzten, sind eine geworden u
durch diese Einheit zu ungeheurer Macht gelangt. Der Vol
genosse wurde zum Staatsbürger, der Staat zur äußeren Organisati
der inneren Gemeinschaft, welche Volk heißt. Die Kraft, wel
das Individuum an den Blut- und Kulturzusammenhang d
Volkes band, und die Macht, welche die äußere Organisation d
Staates besaß und beanspruchte, vereinigten sich. Die Volksit
konnte nun ganz andere Ansprüche an das Individuum stell
denn sie hatte die Macht des Staates hinter sich; der Sta
konnte seine Ansprüche verdoppeln, weil er sich auf die Idee d
Volkes berufen konnte.

So entstand das, was wir heute die nationale Tende
nennen. Sie ist seit ihrer Entstehung ständig an Kraft und I

tensität gewachsen und wächst noch immerfort weiter. Sie hat rings um die Erde alle Völker ergriffen, hat vor Staaten wie der Türkei und China, für welche ganz andere geschichtliche Vorbedingungen gelten, nicht haltgemacht, und beherrscht überall das politische Geschehen. Auf das Individuum übertragen, kann man diese Entwicklung so ausdrücken, daß das Individuum immer mehr im Volksgenossen untergeht. Der Einzelne ist immer weniger ein wirklicher Einzelner und immer mehr Glied und Vertreter der Nation.

Diese Entwicklung ist so augenscheinlich, sie wird durch eine so eindringliche Erfahrung bestätigt, daß es sich erübrigt, sie an der Geschichte der einzelnen Völker im einzelnen nachzuweisen. Wenn wir trotzdem aus der Geschichte der einzelnen Völker Beispiele nehmen, so tun wir es nicht, um zu beweisen, sondern um zu erläutern und bei dieser Gelegenheit im Umriß darzutun, auf wie verschiedene Weise sich für die großen Völker, welche die Subjekte der Weltpolitik sind, das Problem des nationalen Wachstums stellt.

Der Krieg der Balkanvölker gegen die Türkei zeigt uns das Problem von zwei Seiten gleich deutlich. Der Lebenswille, die Lebensfähigkeit der Nationalstaaten auf der einen, die Lebensunfähigkeit, den notwendigen Verfall der nicht auf nationaler Grundlage aufgebauten europäischen Türkei auf der anderen Seite. Man sagt, König Ferdinand als vorsichtig wägender Politiker, habe den ersten Krieg nicht führen wollen, er sei von der Stimmung des Volkes und der Armee gedrängt worden. Er selbst habe in der zweifellos berechtigten Erwägung, daß seinem Bulgarien alles, was es durch Krieg gewinnen könnte, die Zukunft friedlich in den Schoß werfen würde, die Verluste an Gut und Blut und das Risiko des Krieges vermeiden wollen. Vielleicht wird eine spätere Geschichtschreibung einsehen, daß der König, wenn er so dachte, recht hatte. Der König mußte den Krieg führen, das Volk wollte die mazedonischen Brüder jenseits des Rilo- und Rodopegebirges befreit wissen; und die elementare Macht dieses Willens führte zum Siege. Wer die Schilderungen dieser Schlachten liest und über die enormen Verlustziffern nachsinnt — die Bulgaren verloren

an die 30 Prozent ihrer Armee — steht staunend vor der eleme
taren Gewalt der nationalen Idee. Das skeptische Europa, g
wöhnt, auf diese Völker mit einem Gemisch von Mitleid u
Verachtung herabzusehen, beugte sich dem Eindrucke. Kein Mens
kam auf die Idee, daß den Siegern ein Stück der Früchte ihr
Sieges könnte vorenthalten werden. Man sah in den Forderung
der nationalen Idee eine Art von göttlichem Willen, erkann
das Recht der Bulgaren, Serben, Griechen auf die von ihr
Volksgenossen bewohnten Gebiete an; und wo man widerspra
tat man es, um einem anderen Volke, den Albanesen, zu ihr
Rechte auf staatliche Existenz zu verhelfen. Das Argument, m
welchem die Großmächte unter sich und mit den Balkanstaat
um die Grenzen dieses Albaniens feilschten, war ebenfalls d
nationalen Ideenkreis entnommen; es hat sich immer um
Frage gehandelt, ob dies oder jenes Grenzgebiet von einer Me
heit von Serben und Griechen oder von Albanesen bewohnt
Europa hat sich so sehr vor der Macht und dem inneren Re
der nationalen Tendenz gebeugt, daß es gegen die Method
mit denen während dieses Krieges in strittigen Gebieten nation
Mehrheiten durch Morden und Brennen hergestellt wurden, n
wenig zu entgegnen fand. Auf den ersten Balkankrieg folgte
zweite, der Krieg um die Beute. Er hat die allgemeinen Lehr
des ersten nur bestätigt und unterstrichen. Das Schauspiel die
beiden Kriege mit ihren grauenhaften Einzelheiten national
Hasses und elementarer Feindschaft zeigt, wie wenig vor d
dunklen Mächten der Menschennatur, aus denen das Nation
quillt, die blassen Ideen eines kosmopolitischen Nationalism
besagen wollen.

Auf der anderen Seite stand die Türkei: nicht an militä
schen Zufällen, sondern an moralischen Mängeln ging sie zugrun
Vereinzeltes Heldentum ist vergeblich. Es fehlte die Idee, wel
aus allen Helden macht. Es fehlte die einigende Kraft. Ein
sich zerfallendes Offizierskorps, eine aus verschiedenen Nation
täten zusammengesetzte Armee. Das religiöse Band reichte ni
mehr aus; die junge Türkei hatte es geschwächt, indem sie
gonnen hatte, Christen einzustellen. Die Türken haben sich früh

besser geschlagen, wohl weil die sie einende Idee noch mächtiger war und der ihnen entgegenstehende Nationalismus noch nicht zu gleicher Wucht herangewachsen war. Die Nationalstaaten siegten über das Völkergemisch.

Auch an der inneren Zersetzung der Türkei ist das Wachstum der nationalen Bewegung nicht unbeteiligt. Der türkische Staat war ein Gewaltstaat, in dem ein nur religiös geeinter Wirrwar von Rassen und Völkerschaften durch ein hochentwickeltes despotisches Raffinement von einer nicht sehr dichten Schicht militärischer Eroberer, den Türken, beherrscht wurde. Eine durch den Einfluß westeuropäischer Ideen ermöglichte Revolution hat diesen seiner Natur nach schwer zu modernisierenden Staat zu modernisieren unternommen, aber dabei, wie die Entwicklung bewies, in den eigentlichen Elementen seines Zusammenhaltes erschüttert. Zuerst versuchten die Jungtürken unter dem Feldgeschrei Reform und der Fahne zivilisatorischer Verbrüderung die verschiedenen Völkerschaften zu einigen. Als dies mißlang, versuchten sie ein nationales Osmanentum zu konzentrieren, ein Versuch, der an der albanesischen Frage zuschanden wurde. Als die Entente libérale die Jungtürken in der Macht ablöste, versuchte man eine Dezentralisierung, zu der es zu spät war. Der Stein war ins Rollen gekommen, die nationale Tendenz einmal entstanden, die religiöse Bindung gelockert. Auch unter den Faktoren dieser Entwicklung finden wir die nationale Tendenz. Auch in der asiatischen Türkei sehen wir seit dem Sturz des alten Regimes da und dort unter dem Einfluß europäischer Anschauung eine nationale Bewegung von den Gebildeten ausgehen und langsam Fuß fassen, und hören von Jahr zu Jahr mehr von einer syrischen oder einer arabischen Unabhängigkeitsbewegung. Der morsche Staat scheint ins Wanken gekommen. Da und dort nagt an seinen Resten eine seinem Wesen und seinen Lebensbedingungen fremde, nationale, Bewegung. Vielleicht wird eine spätere Entwicklung dazu führen, daß, wie jetzt in Europa, so später in Asien, alle von Osmanen nur unterworfenen, aber nicht durchweg bewohnten Gebiete abgestoßen werden, Syrien, Armenien und Mesopotamien verloren gehen und nur Kleinasien als Kern

eines dann auf nationaler Grundlage aufgebauten, freilich kau
lebensfähigen osmanischen Staates zurückbleibt. Daß auch e
osmanischer Nationalismus schon heute im Entstehen begriff
ist, das beweisen die Boykotte, welche seit 1908 gegen Österrei
Ungarn, Griechenland und Italien versucht wurden und oh
einen nationalen Widerhall politischer Gründe auch nicht teilwe
hätten gelingen können.

2.

Von den großen modernen Kulturstaaten gibt es heute n
einen, der nicht auf die Einheit eines Volkes gestellt ist und ni
Nationalstaat ist, Österreich-Ungarn. Wenn man die moder
Zeit mit der Entdeckung der Nation und ihrer Verbindung n
dem Staatsbegriff entstehen läßt, so stünde der österreichis
ungarische Staat in ihr als Überbleibsel des Mittelalters alle
In der Tat ist sein konstruktiver Typus für die Staaten d
Mittelalters insoferne charakteristisch, als in ihnen ebenso wie
Österreich-Ungarn das Einigende die Dynastie und nicht d
Nationale war. Heute ist er einzige Ausnahme und zeigt
solcher, wie neu und mächtig die Bewegung ist, welche die Nation
staaten schuf. Die österreichisch-ungarische Monarchie umfaßt ei
bunte Menge von Völkerschaften. Deutsche, Ungarn, Tschech
Polen, Slowenen, Kroaten, Italiener, Ruthenen, Rumän
Diese Völker sind geeint unter dem Zepter des Hauses Hal
burg. Was sie zusammenhält, ist die staatliche Organisation u
eine in Jahrhunderten herangewachsene und mit zweifellosem G
schick herangebildete Anhänglichkeit an eine Dynastie. Vor d
Erwachen der nationalen Bewegung in der Welt war das bu
Gemisch ohne außergewöhnliche Schwierigkeit zu regieren. I
der Mitte des vorigen Jahrhunderts begannen die Schwier
keiten. Das Haus Habsburg mußte seinen deutschen Einfluß
Preußen, seine italienischen Besitzungen an Piemont abgeben u
so seinen Tribut an die nationalen Bewegungen zahlen, die
in diesen Gebieten entfalteten und im Rahmen des österrei
ungarischen Staaats keine Erfüllung ihres Lebenswillens fin

konnten. Die Lombardei gravitierte nach Piemont; und gegen die natürliche Kraft dieser Bewegung war jede künstliche Gewalt machtlos. Die italienischen Grenzbezirke, die der österreichisch-ungarischen Dynastie verblieben, gravitieren auch heute noch nach Italien; und wenn dem Triester und Trienter Irredentismus, der zwar der inneren Politik der Monarchie immer steigende Schwierigkeiten macht, nicht die gleiche Bedeutung für die auswärtige Politik zukommt wie der ehemaligen lombardischen Frage, so liegt das nicht an der Schwäche der nationalen Bewegung, sondern auf der einen Seite an einer Reihe politischer Faktoren, welche das Königreich Italien und die Donaumonarchie einander näherten, auf der anderen Seite an dem geringen Raum der strittigen Gebiete, deren Bevölkerung überdies zum Teil mit Elementen anderer Nationalität durchsetzt ist. Von dem deutschen Besitz verblieben dem Hause Habsburg seine alten Stammlande, die durch Jahrhunderte treubewahrter Erinnerung wie kein anderer Teil der Monarchie mit dem stammverwandten Herrscherhause verbunden sind. Hier hat sich keine der österreichisch-ungarischen Politik irgendwie gefährliche zentrifugale Tendenz entwickelt; die Gründe dafür wird man in der partikularistischen Eigenart der Deutschen und in dem Umstande zu suchen haben, daß die große Mehrheit der österreichischen Deutschen katholisch, die Vormacht des Deutschen Reiches das protestantische Preußen ist. Zudem läßt das enge Freundschaftsverhältnis zwischen beiden Staaten, die nun schon beinahe vier Jahrzehnte in allen Fragen Schulter an Schulter stehen, einer solchen Bewegung keinen Raum. Wenn indes gesagt wird, daß das Bündnis beider Staaten nicht nur auf ihren Interessen, sondern auch auf dem nationalen Empfinden der Deutschen Österreichs ruht, und daß eine österreichisch-ungarische Regierung, welche ihre Politik gegen das Deutsche Reich orientieren würde, dabei den Beifall der deutschen Bevölkerung der Monarchie nicht finden würde, so ist damit die latente Wirksamkeit einer nationalen Bewegung auch in diesem Falle anerkannt.

Die wachsende nationale Tendenz hat Österreich-Ungarn aus Deutschland und Italien verdrängt. Seit jener Zeit ist die Auseinandersetzung mit der nationalen Tendenz zum eigentlichen In-

halt der österreichisch-ungarischen Politik geworden. Sie ist im
schwieriger geworden und ist heute schlechtweg das Problem di
Politik. Die verschiedenen Völkerschaften, die früher unter
Zepter Habsburgs schlecht und recht nebeneinander wohnten,
immer unverträglicher geworden; überall haben sich die Gegen
verschärft, die Reibungsflächen vermehrt. Des Haders ist
Ende. Auch die Formen und Mittel des Kampfes wer
schärfere. Immer neue Fragen tauchen auf oder in immer ne
Variationen die gleiche Frage. Und immer scheint sich nicht
mehr tun zu lassen, als durch ein Kompromiß die Lösung zu
tagen. In irgendeinem der Parlamente der Doppelmonarchie
immer irgendeine nationale Obstruktion, bald im böhmisc
Landtag der Tschechen oder Deutschen, bald im ungarischen Rei
tag der Kroaten oder Rumänen, bald im österreichischen Rei
rat der Slowenen, Ruthenen, Italiener. Und seit Jahren ha
die Zeitungen der Monarchie täglich Gelegenheit, sich mit irge
einem Ausgleich zu beschäftigen.

So ist die innere Politik Österreich-Ungarns, gerade weil
kein Nationalstaat ist, das eindringlichste Beispiel von der Mäch
keit der nationalen Bewegung, die die Welt erfaßt hat. D
Tatsache ist so unleugbar, daß es sich für unsere Zwecke erübr
bei den Einzelheiten dieses Schauspiels zu verweilen. Daß di
zentrale Problem der österreichisch-ungarischen Monarchie a
ihre gesamte auswärtige Politik beherrscht und in dieser Abhän
keit der Grund für eine gewisse Unbeweglichkeit und Passiv
dieser Politik zu suchen ist, dafür bietet die Entwicklung
Balkankrise des Jahres 1913 einen schlagenden Beweis. Ös
reich-Ungarn konnte, wenn es den Drang zu Aktivität und
pansion in sich spürte und sich selbst für ausdehnungsfähig hi
ohne Schwierigkeit eine der Gelegenheiten, die dieser Krieg
benutzen, um sich des Sandschak Novibazar und damit ei
wachsenden Einflusses auf die Balkanangelegenheiten, vielle
einer zukünftigen Hypothek auf den Weg nach Saloniki zu
sichern. Es hat es nicht getan, sondern sich im Jahre 1908
der Annexion Bosniens als saturiert erklärt. Es hat niem
ernsthafte Pläne auf diesen vielbesprochenen Weg gehegt

jenen berühmten Drang nach dem Osten nie verspürt. Es hat nach der Okkupation Bosniens die bosnischen Bahnen eingleisig und schmalspurig gebaut und schon dadurch gezeigt, daß ein Ausbau dieser Erwerbung nach Süden ihm ferne lag. Es hat sich im Jahre 1913 darauf beschränkt, die Entstehung eines Großserbiens durch die Ablehnung der serbischen Ansprüche auf ein Stück Adria-Küste zu verhindern und die Vergrößerung Serbiens durch die Schaffung eines notwendig serbenfeindlichen Albaniens auszugleichen. Auch dieses Motiv steht im Zusammenhang mit dem zentralen Problem der österreichisch-ungarischen Politik. Österreichische Zeitungen haben die Haltung der Monarchie in der Frage der serbischen Ansprüche auf die Adria-Küste damit begründet, daß die Existenz eines lebensfähigen Großserbiens für die Monarchie bedrohlich sei, weil dann die von Serben bewohnten österreichisch-ungarischen Landesteile, in erster Linie also Bosnien und die Herzegowina, ebenso nach diesem serbischen Nationalstaat gravitieren würden, wie einst die Lombardei nach Piemont gravitierte. Gegen dies politische Argument kann nichts eingewendet werden. Die Gegner der auswärtigen Politik der Donaumonarchie stellen die Frage, ob dieses Argument nicht die österreichisch-ungarische Politik hätte veranlassen müssen, auch die jetzige Vergrößerung Serbiens, namentlich die Entstehung der serbisch-montenegrinischen Grenze, zu verhindern; und erst die Zukunft, die zeigen wird, ob die Monarchie imstande ist, die Vereinigung der beiden stammverwandten und nun aneinandergrenzenden Länder in jedem Falle zu verhindern, kann eine solche Frage beantworten.

Das Anwachsen der nationalen Tendenzen und damit der zentrifugalen Kräfte in Österreich-Ungarn macht die österreichisch-ungarische Frage in vielen Augen zu einem internationalen Problem der Zukunft. Viele, die mit der Eigenart des Landes nicht vertraut sind, sagen unter dem Eindruck der nationalen Streitigkeiten einen baldigen Verfall voraus. Die Frage, was aus Österreich-Ungarn werden soll, scheint vielen wie ein Alpdruck auf der Zukunft Europas zu liegen. Die Möglichkeit, daß Verwicklungen der Zukunft, vielleicht ein unglücklicher Krieg, diesen Befürchtungen recht geben und das heute noch für die internationale

Politik latente Problem akut werden lassen, kann natürlich nich
bestritten werden. Diejenigen indes, die in dem steigenden Natio
nalismus einen inneren Zersetzungsprozeß sehen, der einen baldiger
Verfall auch ohne äußere Schicksale herbeiführen muß, übersehen
einen wesentlichen Faktor. Das dynastische Band allein hätt
schwerlich ausgereicht, das Völkerchaos auch nur bis heute staat
lich zu einigen. Es müssen andere Faktoren in zentripetaler Rich
tung wirken. Das sind einmal die Sonderinteressen wirtschaft
licher, ideeller, politischer Natur, welche eine große Menge von
den verschiedensten Nationalitäten angehörigen Einzelindividuen
an die Einheit des Staates fesseln. Aber nicht nur Sonderinter
essen persönlicher Art sind mit dem Bestand der Monarchie ver
kettet, auch die Interessen der unter ihr geeinten Völker als Völker
Einzelne dieser Völkerschaften würden ohne die Monarchie nichts
bedeuten, würden ohne sie als nationale Existenzen sich nich
halten können. Das ist zum Beispiel der Fall der Polen. Es
ist bis zu einem gewissen Grade auch der Fall der Ungarn. Es
ist der Fall der Tschechen. Für sie alle ist das Bestehen einer
Großmacht Österreich-Ungarn nationale Existenzbedingung. Inso
fern ist die Steigerung des nationalen Lebenswillens der einzelnen
Völkerschaften nicht gegen den Bestand der Monarchie gerichtet
Ja, man kann sagen, die stärkste und verlässigste Stütze finde di
Monarchie gerade in dem Lebenswillen der nationalen Völker
schaften, ja die Existenz des Gesamtstaates ermögliche den ein
zelnen Völkerschaften erst, sich in gegenseitigem Hader ohne das
Risiko eigenen Schadens zu entfalten und zu bewahren. Au
diesem eigenartigen Verhältnis ruht die zähe Lebenskraft dieses
seiner Natur nach zwar passiven Staates, und es kann leicht sein
daß heute noch ungeborene Diplomaten diese Zähigkeit noch in
einer fernen Zukunft bewundern und bestaunen werden.

3.

Der größte Russe und tiefste Repräsentant des russischen
Nationalismus, F. M. Dostojewski, sagte über Rußland: „Wi
Russen sind ein junges Volk, wir fangen erst an zu leben, ob

gleich wir schon tausend Jahre alt sind, aber ein großes Schiff braucht auch ein tiefes Fahrwasser." Es ist für den Westeuropäer nicht leicht, das Wesen des russischen Nationalismus zu begreifen und durch solches Begreifen abschätzen zu können, was dieser Nationalismus für Entwicklungsmöglichkeiten hat und welche Kräfte in dem panslawistischen Lärm verborgen sind, der von Nordosten her mißtönend an unser Ohr klingt. Es ist etwas ganz eigenes um den russischen Patriotismus. Es sind Elemente und Färbungen in ihm, für die der moderne Europäer kein Organ hat. Wir haben oben[9]) eine Stelle aus den „Dämonen" Dostojewskis über das Volk und seinen Gottesglauben wiedergegeben, die vielleicht die tiefste und eindringlichste Formulierung der nationalen Tendenz in der Weltliteratur ist. Es ist charakteristisch, daß diese Formulierung aus der Feder eines Russen stammt. Es ist zunächst in dem russischen Nationalismus der unbedingte Glaube an Rußland, das russische Volk, seine welterlösende Mission. Keine Reflexion über irgendwelche Mißstände des heutigen Rußlands kann diesen unbedingten Glauben irgendwie berühren. Das kommt daher, daß der Russe felsenfest an die Ewigkeit Rußlands glaubt. Rußland ist jung, es hat erst angefangen zu leben, es hat noch gar nicht gezeigt, was es kann; was besagen da alle Mißstände? „Rußland und die Kirche," sagt Friedrich Nietzsche in einem Aphorismus seiner nachgelassenen Werke, „können warten." Das Genie hat in diesen kurzen Worten einen tiefen, für das Verständnis Rußlands und der russischen Politik beinahe grundlegenden Satz ausgesprochen. Diese Überzeugung von der ungeheuren Zeit, die der russischen Entwicklung zur Verfügung steht, liegt dem russischen Phlegma zugrunde. Diese Überzeugung ist aufgebaut auf dem Bewußtsein des ungeheuren Raumes, den das russische Reich einnimmt. Der russische Bauer steht hinter seinem Pfluge und sieht in die unendliche Ebene, die den unendlichen Himmel trägt, und alles das ist Rußland. Es ist der Himmel des russischen Gottes, er umspannt die Welt. Und überall herrscht der Zar. In der Tat hat das russische Volk mehr als alle Völker der Gegenwart Grund, an seine Ewigkeit zu glauben. Die ungeheure Masse hat ein Schwergewicht, sie kann durch keinen

Stoß von außen erschüttert werden. Das russische Reich kann Schlachten verlieren, es können ihm Provinzen entrissen werden; was verficht das? Rußland ist so groß, daß immer noch das ganze Rußland übrigbleibt. Es hat Zeit, es kann die Provinzen wiedererobern. Alle anderen Reiche des Kontinents hat Napoleon I. bezwungen und dem Untergang nahegebracht; er ist bis Moskau vorgedrungen, aber der ungeheure Raum des heiligen Rußland hat auch ihn überwunden. In der Tat müssen alle anderen Völker Europas mehr oder weniger mit der Möglichkeit ihres Untergangs rechnen. Der Russe allein kann es ablehnen, eine solche Möglichkeit auch nur zu diskutieren.

Dieser russische Glaube an Rußland hat einen sehr starken religiösen Einschlag. Die weite russische Ebene, der russische Himmel, der russische Gott, der Zar — alles dies bildet eine Einheit. Der Glaube an Rußland ist der Glaube an Gott; Rußland ist die Welt, und der Gott der Rechtgläubigen ist der Gott der Welt. Auf diesen Empfindungen des russischen Bauern ruht der russische Nationalismus. In diesen Empfindungen war er natürlich immer lebendig. Aber er war als naiver, halb bewußter Glaube des Bauern politisch nie sehr aktiv — wenn es sich nicht gerade um das Kreuz auf der Hagia Sophia handelte —, weil der Glaube an die Ewigkeit Rußlands und das aus ihm stammende Phlegma auf ihm lagen.

Von der Mitte des vorigen Jahrhunderts, der Zeit des Krimkrieges, an, also um dieselbe Zeit, da die nationale Bewegung auch in den anderen Ländern erwachte, begann dieser latente Nationalismus allmählich seiner selbst bewußt zu werden. Es setzte die panslawistische Bewegung ein, welche besser die allrussische hieße. Zunächst natürlich als eine Bewegung gebildeter Stände. Als solche hat sie seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ständig an Ausdehnung und Intensität zugenommen. Sie ist auch heute noch, soweit sie bewußt ist und sich aktiv gebärdet, eine Bewegung der gebildeten Stände. Der Typus des russischen Panslawisten ist nicht oder noch nicht der russische Bauer. Aber der Panslawismus ruht auf den breiten Schultern des russischen Bauern, in dem er latent ist und durch die Ereig-

nisse geweckt werden kann. Je mehr dieser Nationalismus aus der Sphäre der Unbewußtheit in die Sphäre des Bewußten tritt, desto aktiver wird er und desto mehr wird er jene phlegmatische Passivität verlieren, welche heute noch wie ein Schleier auf dem Handeln der breiten Schichten des russischen Volkes liegt. Dem heutigen Panslawismus der Intellektuellen hängt jenes Phlegma nicht mehr an: sie sind von dem gleichen nervösen Lebenswillen ergriffen, der Europa beherrscht. Je mehr Rußland einrückt in die europäische Empfindungsweise, desto aktiver und bewußter wird der russische Nationalismus werden; er wird vielleicht manches von seiner religiösen Tiefe, aber auch viel von seinem mystischen Phlegma verlieren. Der moderne Panslawismus hat die Allüren einer hysterischen Suggestion; aber es wäre falsch, ihn durch eine solche Beurteilung erschöpft zu wähnen. All diese Gebärden und dieser Lärm sind nur der Schaum auf dem Kamm der Woge; die Woge geht tief und rollt langsam, stetig wachsend, heran. Wird einmal die ganze Masse des russischen Volkes sich ihres Nationalismus bewußt, dann wird die Welt die an Umfang und unverbrauchter Intensität gewaltigste Bewegung sehen. Wie bekannt, hat die deutsche Regierung ihre jüngste außerordentliche Heeresverstärkung mit dem Anwachsen des Panslawismus begründet. Der deutsche Reichskanzler hat von diesem Anwachsen mit einer sonst bei leitenden Staatsmännern selten gesehenen Offenheit geredet. Er hat von den panslawistischen Schreiern geredet, aber wohl den tieferen russischen Nationalismus gemeint, und die militärischen Vorkehrungen werden nur durch eine solche tiefere Einschätzung der allrussischen Bewegung als einer Gefahr der deutschen Zukunft verständlich.

Von besonderem Interesse ist das Verhältnis des spezifisch russischen Nationalismus zu dem eigentlichen Panslawismus, das heißt der slawischen Einheitsbewegung. Beide Bewegungen scheinen begrifflich zu trennen, und doch treten sie in der Wirklichkeit in enger Verkettung, ja als eine und dieselbe Bewegung auf. Der Panslawismus der Russen ist von dem Panslawismus der nicht-russischen Slawen zu trennen. Für den Russen ist er die Idee der russischen Führerschaft über alle Slawen. Sie alle sind

Kinder der großen Mutter Rußland, die sie zu beschirmen, ab
auch zu lenken hat. Der russische Panslawismus ist also nich
anderes als der russische Nationalismus, dessen Expansivität si
in ihm äußert. Er hat nichts anderes im Auge als die Au
dehnung der russischen Herrschaft auf die nichtrussischen Slawer
die Verbrüderung, von der er spricht, ist Einverleibung. D
russische Idee wird zur slawischen erweitert, aber jene soll nic
in dieser, sondern diese in jener aufgehen. Etwas anderes ist d
Panslawismus der nichtrussischen Slawen. Für sie ist er nich
weiter als das Recht und der Anspruch auf russische Hilfe. D
Serben sind Panslawisten, weil sie ohne Anlehnung an ei
Großmacht politisch nicht lebensfähig sind und gegen Österreic
Ungarn ständig die russische Hilfe in Anspruch nehmen müsse
Die Bulgaren sind es, solange sie von nichtslawischen Staate
wie der Türkei oder Rumänien, bedrängt und gefährdet sind u
ein Interesse daran haben, daß die russische Politik sich ihrer a
nimmt. Das Manifest, das König Ferdinand zu Beginn d
Türkenkrieges erließ, war in jedem Wort für panslawistische u
orthodoxe Ohren berechnet.[10]) Das aber ist nicht der Ausdruck pa
slawistischer Empfindungen der bulgarischen Nation, sondern ei
in der besonderen politischen Konstellation bedingte politisc
Maske. Wer durch diese Verkleidungen sich nicht täuschen läß
hat gerade in dem bulgarischen Fall seit einiger Zeit bemerk
können, daß die reale Entwicklung ganz anders läuft. Bulgari
hatte nach dem ersten Krieg seinen hauptsächlichsten Gegner, d
Türkei, niedergerungen und machte Miene, den russischen Sch
entbehren zu können. Es schien von dem panslawistischen Gewa
ein Stück nach dem anderen ablegen zu wollen; in schroffe
Gegensatz zu dem Panslawismus schien ein rein bulgarisch
Nationalismus zu entstehen, der von einer Vereinigung al
Slawen unter russischer Vorherrschaft nichts wissen will. Sch
vor dem jüngsten Krieg hat die bulgarische Politik sich mehr u
mehr von der russischen Bevormundung emanzipiert; während d
Krieges und insbesondere bei den Friedensverhandlungen hat a
Ausnutzung panslawistischer Empfindungen der russischen öffe
lichen Meinung durch die Bulgaren die russische Regierung ni

davon abgehalten, die bulgarischen Ansprüche auf die Küste des Marmarameeres zu bekämpfen. Die nach Petersburg entsandten bulgarischen Sendlinge, der Präsident der Kammer, Dr. Danew, und der ruhmgekrönte General Radko Dimitrew wurden zwar von den Panslawisten mit lärmendem Jubel empfangen, konnten bei der Regierung aber nichts von alledem durchsetzen, um dessentwillen sie die Reise unternommen haben. Schon die russische Stellung zu der Eventualität eines bulgarischen Durchbruchs der letzten türkischen Verteidigungslinien und damit eines bulgarischen Einmarsches in Konstantinopel zeigt deutlich, daß um Konstantinopel und das Kreuz auf der Hagia Sophia ein russisch-bulgarischer Gegensatz entstehen wollte, vor dessen innerer Logik der Panslawismus sich hätte beugen müssen.

Bulgarien, obgleich ein Geschöpf der russischen Politik, schien zu groß geworden; die russische Politik muß wünschen, daß die Schützlinge dem Schutze nicht entwachsen. Denn dieser Schutz ist Instrument der russischen Expansion. Darin enthüllt sich der russische Panslawismus als russischer Nationalismus, und gerade dadurch charakterisiert er das Wesen des Nationalismus überhaupt.

Als dann während des zweiten Balkankrieges Slawen gegen Slawen standen, gab es für die russische Politik auch keine panslawistische Verkleidung mehr — und unter dem Eindruck der Ereignisse mußten die panslawistischen Redner auf einige Zeit verstummen.

Das Verhältnis Rußlands zu den slawischen Balkanstaaten ist höchst lehrreich für eine theoretisch ungemein verwickelte Frage von höchst praktischer Bedeutung: für die Frage nach den Entstehungsbedingungen der Nationen, der Gesetzlichkeit ihrer Spaltung und Vereinigung. Wir gingen von den Nationen als Organismen aus und behandelten sie als feste Gegebenheit; die Reflexion über praktische Probleme aber stellt uns da und dort die Frage, ob hier eine neue Nation entstehen, dort eine schon bestehende mit einer anderen wird verschmolzen werden können. Die Einschätzung dieser Möglichkeiten ist für die praktische politische Berechnung von dem größten Gewicht. Sie ist zum Bei-

spiel für die Beurteilung der heutigen britischen Kolonialpoliti
und der Möglichkeiten des zukünftigen Größerbritanniens von aus
schlaggebender Bedeutung. Wir erwähnen an dieser Stelle die
schwierige Problem, um es als Problem zu bezeichnen, könne
uns aber in diesem Rahmen nicht eingehender mit ihm befasser

Diese Eigenart des russischen Nationalismus, im Verein mi
den raumpolitischen Faktoren des russischen Reiches bedingen de
Charakter seines Expansionsdranges. Das russische Reich um
faßt die größere Hälfte Europas wie die größere Hälfte Asiens
Land also hat es genug. Aber dem asiatischen wie dem euro
päischen Rußland fehlt eines: der freie Zugang zu dem Süde
und seinen eisfreien Meeren. Dorthin weist die Sehnsucht. E
ist, als setze die ungeheure Masse sich langsam in Bewegung. In
Westen Konstantinopel, in Mittelasien der Persische Golf, in
Osten die eisfreien Häfen Chinas. Im Osten ist es durch den Krie
mit Japan zurückgeworfen worden, im Westen ist es bisher nich
vorwärts gekommen. In Mittelasien hat es die Hand auf Nord
persien gelegt. In der Mongolei ist es in jüngster Zeit um ei
großes Stück vorgerückt. Es ist etwas in dieser Bewegun
wie ein Gesetz der großen Masse, die durch ihr eigenes Schwer
gewicht wächst, weil ihr von allen Seiten etwas zuwachse
muß. Aber es liegt auf dieser Bewegung das ganze russisch
Phlegma, die enorme verfügbare Zeit. Es handelt sich bei diese
Expansion nirgends um vitale Lebensfragen, die heute gelöst sei
müssen, weil es morgen zu spät ist. Es gibt überhaupt noch kei
Zuspät für dies Reich. Die eigentlichen vitalen Fragen liege
im Inneren. Deren Schwierigkeit lastet seit der Koinzidenz de
Japanischen Krieges mit der russischen Revolution fühlbar auf de
Expansivität der russischen Politik.

Es ist oft bemerkt worden, daß die bemerkenswerten koloni
satorischen Erfolge, die Rußland in seinem asiatischen Expansions
gebiet errungen hat, auf einer Verwandtschaft des russischen un
des asiatischen Wesens beruhe. Diese Ansicht mag etwas Richtige
enthalten, das Wesentliche trifft sie nicht. Die Erfolge der rus
sischen Kolonisation bestehen darin, daß die neuerworbenen Gebiet
in Asien sich ohne Schwierigkeit unter die russische Herrschaft fügen

Den wichtigsten Grund dafür wird man darin zu finden haben, daß der russische Kolonisator im allgemeinen alles beim alten läßt, also keine aktive Kolonisationsarbeit verrichtet. Die Art der russischen Kolonisation ist hierin der englischen direkt entgegengesetzt, die höchst aktiv überall schnelle und erstaunliche Umwälzungen zuwege gebracht hat. Auch auf der Art der russischen Kolonisation lastet eben jenes Phlegma und jene Geduld, die das russische Wesen kennzeichnen.

4.

Nachdem in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nach anderthalb Jahrtausenden innerer Zerrissenheit Italien seine nationale Einheit erlangte, konnte die nationalistische Bewegung zunächst als gesättigt gelten. Ihr Ziel, die Einheit des Nationalstaates, war erreicht. In dem Lande selbst sah es schlimm aus. Hier konnten alle Hände sich rührig betätigen; die ungeheuren Aufgaben, die da zu lösen waren, schienen einem nach außen gewandten Nationalismus weder Kraft noch Zeit übrig lassen zu sollen. Es soll nicht geleugnet werden, daß das moderne Italien viel getan und vorwärts gebracht hat, daß sein wirtschaftlicher Aufschwung und seine finanzielle Konsolidierung staunenswerte Leistungen sind: und doch, im Süden veröden ganze Provinzen, auf deren fruchtbarem Boden ein regsames Geschlecht sich nähren und ausbreiten könnte; und eine ungeheure Abwanderung des besten Arbeitermaterials hat in den wirtschaftlichen Zuständen und den Agrarverhältnissen Süditaliens ihren Grund. Trotz aller Probleme, die auf der inneren Entwicklung des Landes lasten, und aller Aufgaben, die zu lösen bleiben, hat der italienische Nationalismus sich in steigendem Maße nach außen gewandt. Er war alles eher als gesättigt; er ist in den vier Jahrzehnten seit der Einigung Italiens ständig gewachsen. Wir stehen auch hier vor einer elementaren Bewegung. Italien mußte auf seine tunesischen Aspirationen verzichten; es erlitt in dem abessinischen Krieg eine empfindliche Schlappe; die Mißerfolge, welche durch Jahrzehnte schwer auf dem nationalen Empfinden lasteten, konnten

den Lebensdrang des Volkes nicht bannen. Der Druck wich v
der Nation, als sie mit Leidenschaft an das tripolitanische Unt
nehmen ging und es zu einem guten Ende führte. Es ist he
klar, daß es nicht die Überlegung der Regierung, sondern
Expansionsdrang des Volkes war, der diesen Krieg erzwa
Man hat bei dem Beginn dieses Krieges in den Kreisen
europäischen Zuschauer sich da und dort gefragt, ob dieser Kr
notwendig und vernünftig war, ob Italien nicht besser daran t
für seine süditalienischen Provinzen, deren Wert den Tripolitani
um ein Vielfaches übersteigt, nur die Hälfte der Summe aus
geben, die dieser Krieg gekostet hat; die nationale Leidenschaft
eine solche Fragestellung der Zuschauer abgelehnt; und die Id
daß Tripolis, wenn Italien nicht zugriffe, in die Tasche ei
anderen fallen könnte, genügte, um jeden Italiener von der N
wendigkeit eines solchen Krieges zu überzeugen. Europa
staunend zu und billigte den Erfolg. Wer die italienische Pu
zistik dieser Zeit verfolgt hat, steht vor dem Eindruck einer
ponierenden Kraft und Einmütigkeit des Empfindens; ja vor d
Eindruck der Realität eines viel weitergehenden, grenzenlosen Traum
Der Mann aus dem Volke begründete Italiens Ansprüche
Tripolis mit dem Erbe des Imperium Romanum, dem Trip
einst zugehörte; und da und dort zeigte sich ein Panitalianism
mit dem Anspruch auf die Beherrschung des Mittelmeers.

Es liegt in der Natur des Nationalismus, seine Ziele im
weiter zu stecken und nirgends haltzumachen. Er ist dem
griff nach unersättlich. Die nationale Einheit genügt ihm ni
Er will sie ohne Unterlaß ausdehnen und erweitern.

Die italienische Entwicklung ist ein Zeugnis für eine Eigen
des modernen Nationalismus, der wir auch in anderen Länd
begegnen: er ist extensiv. Es scheint ihm weniger auf die V
tiefung, auf eine wachsende Intensität der Kultur, als auf Exp
sion anzukommen. Es scheint dazu zu neigen, die eine Dimens
der Entfaltung, die intensive, um der anderen, der extensiven, wi
zu vernachlässigen. Erinnern wir uns an das Gleichnis
Baumes, so könnten wir sagen, der Baum strebe mehr dan
seine Äste auszudehnen, als seine Wurzeln tief in die Erde

treiben. An Intensität hat die italienische Natur wenig gewonnen.

In der wirtschaftlichen Entwicklung des modernen Italiens spielt der Typus des Rückwanderers eine große Rolle. Der arme Italiener wandert aus und sucht in Jahrzehnten harter Arbeit und genügsamen Lebens in Nordamerika oder Argentinien ein kleines Vermögen zu erwerben. Er kommt zurück und kauft sich irgendwo in seiner ärmeren und daher billigeren Heimat ein Stückchen Land, das ihn und seine Kinder nährt. Es sind nicht Ausnahmen, sondern die Majorität der italienischen Auswanderer, die so handeln. Dieser Gewohnheit verdankt der wirtschaftliche Aufschwung und die Regeneration des modernen Italiens unendlich viel. Sie hat ihre Wurzel in einer unausrottbaren, jedem Italiener eingeborenen Liebe zur Heimat. So wird mit der Zeit auch im Süden der nationale Lebenswille des Volkes die Wunden heilen, welche die Sünden der Vergangenheit dem wirtschaftlichen Leben geschlagen haben.

5.

Italien wächst, kann seine Kinder nicht nähren und verlangt für die wachsende Bevölkerung wachsenden Raum. Hier könnte es noch scheinen, als sei die Vermehrung der Bevölkerung der treibende Faktor der nationalen Expansion. Gewiß spielt die Bevölkerungsvermehrung eine ungeheure Rolle für den nationalen Drang, aber sie kann unter keinen Umständen als seine Ursache angesprochen werden. Das moderne Frankreich ist in der entgegengesetzten Lage. Es sieht nun schon seit mehreren Jahrzehnten mit schmerzlichen Empfindungen die Fruchtbarkeitsziffer sinken und muß konstatieren, daß, wenn es nicht ärztlicher Kunst gelänge, die durchschnittliche Lebensdauer zu erhöhen, die Zahl der Franzosen nicht nur die gleiche bliebe, sondern zurückginge. In diesem Umstand konstatiert das moderne Frankreich eine Grundtatsache seiner Entwicklung, ein Schicksal seiner Zukunft. Man hat vielfach über die Ursachen dieser Entwicklung debattiert und mannigfache Mittel der Abhilfe vorgeschlagen, aber bei keinem an eine

durchgreifende Wirksamkeit zu glauben vermocht. Man steht
einer elementaren Tatsache. Hat aber darum der natio
Lebenswille an Intensität und Leidenschaft verloren?

Der fremde, aber objektive Beurteiler, der die Lage
modernen Frankreich im ganzen zu überschauen sich bemüht,
dem Ringen der Gegenwart noch alle die Kräfte am Werke si
die eine große Vergangenheit geschaffen haben und heute r
um eine Zukunft sich mühen, die sie nicht mehr schaffen könn
wird weder von Erschütterung noch von Bewunderung frei blei
können. Frankreich hat einst den Kontinent geleitet; es hat Ita
und Deutschland regiert, über das politische Schicksal Euro
befunden und den Anspruch erheben können, daß seine Kultur
Kultur der Welt sei. Es hat seinen Willen zur Welth
schaft nie ganz durchsetzen können, und nach vielen Fehlschlä
immer von neuem angesetzt und die größten Ansprüche an sich se
gestellt. Es hat eine unvergleichliche Elastizität bewiesen.
hat unter Richelieu durch politische Kunst Deutschlands Sel
zerfleischung begünstigt und den einst überlegenen Nachbar müh
beherrscht, hat unter Ludwig XIV. um seiner Machtansprüche
die Nachbarländer willen bis zur wirtschaftlichen und militäris
Erschöpfung blutige Kriege geführt und schließlich doch d
Zähigkeit den größten Teil dieser Ansprüche durchgesetzt; hat
Hand auf die Neue Welt gelegt und hätte sie zu halten vermo
wenn nicht unersättlicher Machtdurst es gleichzeitig in deut
Kriege verwickelt hätte. Den Zusammenbruch seiner nordam
kanischen Ansprüche (die Eroberung von Quebec durch die E
länder im September 1759) hat seine Teilnahme am Siebenjähri
Krieg verschuldet. In Deutschland haben wir Kanada erob
sagte der ältere Pitt. Ohne die Unersättlichkeit der von Lei
schaft, aber nicht von kühl und vorsichtig wägender Verm
geleiteten französischen Machtpolitik hätte die Neue Welt ein and
Ansehen. Frankreich verlor damals und in den Napoleonis
Kriegen sein Kolonialreich und hat sich doch heute auf ande
Boden ein neues geschaffen.

Es schien sich in der Revolution in inneren Kämpfen
bluten zu wollen, schien geschwächt, verarmt und verwüstet.

elementarer Zersetzungsprozeß war in vollster Entwicklung. Da begingen die Fürsten Europas, welche ihre Legitimität bedroht sahen, die Torheit, in die innere Entwicklung eingreifen zu wollen. Das erschöpfte Land erhob sich und vollbrachte von dem ersten Koalitionskrieg bis zur Schlacht von Waterloo eine der erstaunlichsten Leistungen vitaler Energie, welche die Geschichte kennt. Es errang noch einmal die Herrschaft über Europa; und abermals hätte es diese Herrschaft aller Wahrscheinlichkeit nach eine geraume Zeit zu halten vermocht, wenn an Stelle jener unersättlichen Machtgier, welche sich in Napoleon verkörpert, der kühle und klügere Machtwille Talleyrands geleitet hätte. Talleyrand hatte nach dem dritten Koalitionskrieg Napoleon einen Plan europäischer Machtverteilung vorgelegt, die sich mit den friedlichen Mitteln der Richelieuschen Politik vielleicht hätte halten lassen und Frankreich den dauernden Besitz aller Eroberungen und die Hegemonie über Europa gesichert hätte. Wenn Napoleon nicht hörte, so war es wohl nicht nur das Temperament seines Charakters, sondern auch die Einsicht, daß seine Herrschaft in Frankreich selbst ohne fortwährende, der nationalen Leidenschaft zu bereitende Opferfeste sich nicht würde halten können.

Gerade die Geschichte der Französischen Revolution beweist, wie leicht der nationale Lebensdrang sich in ein kosmopolitisches Kleid zu werfen vermag und wie wenig gegenüber dem inneren Wesen, das in allem Wichtigen immer wieder durchbricht, eine solche Verkleidung besagt. Die Ideen, welche die Französische Revolution heraufführten und trugen, sind rein kosmopolitisch. Es ist nicht einzusehen, warum die souveräne Gültigkeit der Grundsätze von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit an den Landesgrenzen haltmachen sollte. Auf dem Boden der Rousseauschen Theorie vom Staate ist für den Begriff der Nation kein Platz. Und doch hat in den Debatten der Nationalversammlung und des Konvents, in den Klubs der Jakobiner und Girondisten kein anderer Begriff eine so lebendige Bedeutung gehabt als die Nation, kein anderes Wort eine solche Zauberkraft bewiesen als „La France“. Aus dem tieferen Wesen heraus drang eine elementare Naturgewalt durch alle Begriffsgebäude ans Licht. Die Idee

der Republik, die Grundsätze von Freiheit, Gleichheit und Brüd
lichkeit wurden unter ihrem Einfluß zu Instrumenten der fra
zösischen Weltherrschaft. Frankreich befreite ringsum die klein
Nachbarvölker und umgab sich zunächst mit einem System v
Republiken, welche später dann zu Satrapien der napoleonisch
Dynastie wurden. In der einen wie in der anderen Rolle war
sie nichts anderes als ein integrierender Bestandteil der französ
schen Weltherrschaft. Die theoretische Konsequenz ihrer Grun
sätze hätte die Männer des Konvents zum Freihandel verführ
müssen; in praxi betrieben sie im Gegensatz zu den letzten Jah
zehnten des ancien régime eine stark nationale Schutzzollpolit

Von all den äußeren und inneren Kämpfen erholte sich d
Land überraschend schnell. Es hatte sein Kolonialreich verlor
und legte im Juli 1830 mit der Eroberung von Algier d
Grundstock eines neuen. Wir sehen es unter Napoleon III. no
einmal nach der europäischen Hegemonie greifen, in die italienisch
und deutschen Händel mit dem Anspruch verwickelt, beide Länd
mit den Mitteln der Politik zu beherrschen. Als dann Napoleon I
von Bismarck zuerst diplomatisch überwunden, Frankreich soda
durch das aufstrebende Deutschland militärisch vollständig nied
gerungen wurde und zwei seiner besten Provinzen verlor, bewi
es, den meisten unerwartet, abermals die gleiche Vitalität. (
ist in den letzten Jahrzehnten in Deutschland mehrmals gesa
worden, man habe bei der Festsetzung der Kriegsentschädigu
die Leistungsfähigkeit Frankreichs unterschätzt und den Fehler b
gangen, statt 20 Milliarden Franken nur fünf zu fordern. In d
Tat hat Frankreich erstaunlich schnell die für damalige V
stellungen enorme Summe aufzubringen vermocht. Es läßt s
wohl keine größere Anerkennung der Lebenskraft des französisch
Volkes denken als die indirekte, die Bismarck durch seine Poli
dem besiegten Lande gegenüber bezeigt hat. Der große Kanzl
hielt es für nötig, um die Gedanken Frankreichs von Elsa
Lothringen abzulenken, die expansive Kolonialpolitik der dritt
Republik nach Kräften zu unterstützen und Frankreich in eine
großen afrikanischen Kolonialreich Beschäftigung und Entschäd
gung zu verschaffen. Die Richtigkeit dieser Bismarckschen Poli

wird vom Standpunkt der neudeutschen Weltpolitik und der heutigen deutschen kolonialen Interessen vielfach bezweifelt. Bismarck, so sagt man, sei noch ganz in der rein europäischen Politik befangen gewesen, habe noch keinen Sinn für die Notwendigkeit einer kolonialen Weltpolitik besessen. Wie dem auch sei — setzen wir, da er doch später selbst Kolonialpolitik betrieben hat, den Fall, er hätte diesen ihm abgesprochenen Sinn besessen; er hätte wahrscheinlich Frankreich gegenüber nicht anders gehandelt. Er wollte das neue Deutsche Reich zunächst konsolidieren und schätzte die französische Gefahr hoch genug ein, um ihretwillen zuzugeben, daß mehr als ein Drittel von Afrika wirtschaftlich und politisch für deutsche Interessen gesperrt würde. Hätte er die Großmacht Frankreich für vernichtet gehalten, so hätte er wohl, auch bei gänzlicher Geringschätzung der Kolonialpolitik, anders gehandelt.

Nur im Zusammenhang mit diesen geschichtlichen und nationalen Erinnerungen kann das politische Problem des modernen Frankreich formuliert und verstanden werden. Seit jener Zeit hat sich innerhalb und außerhalb der französischen Grenzen manches geändert. Die innere Politik scheint von dem Geist des Affarismus beherrscht, ein Schauspiel, in dem persönlicher Ehrgeiz, Eitelkeit und materielles Interesse die Hauptrolle spielen; Idealismus, Begeisterung und die großen Gesten der Vergangenheit scheinen nur mehr in den Worten lebendig, deren sich die Geschäftspolitiker bedienen, und nicht viel mehr als eine prunkvolle rhetorische Verkleidung zu sein. Die ehemals führende Industrie ist aus Mangel an Regsamkeit und Wagemut hinter denen anderer Länder weit zurückgeblieben, und an die Stelle schöpferischer Unternehmungslust ist vorsichtige Sparsamkeit getreten. Die französische Abart des homo oeconomicus trägt die Züge des ängstlichen Rentners.

Wäre all dies nicht für die Oberfläche, sondern für die Tiefe des französischen Wesens wahr, wäre durch eine solche Charakterisierung die Eigenart des modernen Franzosen erschöpft, so wären die Quellen, aus denen die vergangenen Leistungen der Nation flossen, versiegt; wir stünden nicht nur vor einem Rück-

gang der nationalen Lebensfähigkeit, sondern auch vor einer E
schlaffung des nationalen Lebenswillens. So leicht und ob
flächlich kann das Wesen der Völker nicht charakterisiert werde
Das Lot ist tiefer zu senken. Die Oberfläche des politisch
Lebens beweist weniger, als man gemeinhin annimmt. Auch
psychologische Beurteilung des Einzelnen kann aus der Schild
rung des äußeren Lebens nicht die Frage beantworten, wozu die
oder jener Mensch unter diesen oder jenen Umständen noch fäh
ist. Und Völker sind noch unergründlicher als Menschen.

Die innere Zerrissenheit und Korruption war in dem Fran
reich früherer Jahrhunderte schon zu wiederholten Malen ärg
als heute; und doch hat das Volk in den gleichen Zeiten si
immer wieder zu so erstaunlichen Leistungen aufgerafft. Auch
dem Preußen von 1807 sah es schlimm aus; und doch brach 18
das Volk los. Oft wähnt man Kräfte versiegt, die in der Tie
schlummern und nur der Gelegenheit, der Idee, des Führe
harren, der sie ruft.

Es gibt nun einen Beweis für ein wirkliches inneres Ve
siegen der Lebenskraft: das ist der Rückgang der Geburten, d
unerbittliche jährliche Memento der Statistik. Dies Memento
für den Franzosen um so ernster und bitterer, als der Ausf
der Zahl sich für die militärische Macht einem Gegner gegenüb
der an Qualität der Soldaten und Kanonen konkurrieren kan
durch nichts wettmachen läßt. 1870 waren die Bevölkerung
Frankreichs und des Deutschen Reiches gleich. Heute errei
Frankreich die Einwohnerzahl Preußens, das heute ebensovi
Menschen zählt als das Deutschland von 1870. Bei einem jäh
lichen Bevölkerungszuwachs von 850000 wird das Deutsche Rei
um 1925—30 doppelt soviel Einwohner haben als Frankrei
Vor der Logik solcher Zahlen kann niemand ausweichen.

Was nun aber den Geist des modernen Frankreich chara
terisiert, das ist die Energie, mit welcher die Nation das Tode
urteil ablehnt, das aus diesen Ziffern zu lesen ist. Der Kam
gegen diese Ziffern, der sich gegen ihr Memento aufbäumen
Lebenswille der Nation: das ist für die Charakteristik des m
dernen Frankreich wichtiger als Korruption, innere Zerrissenh

und Affarismus. Hier werden die lebendigen Kräfte der Tiefe sichtbar. Das Urteil des durchschnittlichen Reichsdeutschen über das moderne Frankreich greift gerade in diesem Punkte fehl. Dieses Urteil setzt sich etwa aus folgenden Momenten zusammen: erstens aus dem Eindruck der Ziffern und dem vertrauensvollen Bewußtsein unaufhaltsam wachsender numerischer Überlegenheit, wobei ein Teil berechtigt, ein Teil die für das moderne Deutschland charakteristische Anbetung der Quantität ist. Zweitens aus der Überschätzung der Bedeutsamkeit innerer Mißstände für die Lebenskraft und Leistungsfähigkeit eines Volkes, wobei nicht berücksichtigt wird, daß eine Art der Korruption, welche in germanischen Ländern das Ende jeden Gemeingeistes bedeuten würde, von romanischen Ländern ruhig getragen wird und zu allen Zeiten dort heimisch war; drittens aus der Wertung der französischen Rhetorik als äußerlicher und verlogener Phrasenhaftigkeit und die Umdeutung des Enthusiasmus in Eitelkeit, wobei übersehen wird, daß nur für die germanische, nicht aber für die romanische Mentalität die rhetorische Form ein Einwand gegen die innere Wahrhaftigkeit ist. Wenn wir der Verführung dieser Momente ausweichen, so haben wir den Blick frei auf das Schauspiel eines im ganzen doch heroischen Kampfes, welchen der ungebrochene Lebenswille einer großen Nation gegen die sinkende Lebensfähigkeit führt.

Die vierzig Jahre der dritten Republik sind trotz der Niederlage von 1870, der Einbuße an Prestige, die sie zur Folge hatte, trotz der schweren Wunden, die der Krieg schlug, keine Zeit des äußeren Niedergangs und Verfalls geworden. Frankreich besitzt heute das zweitgrößte Kolonialreich der Welt. Seine politischen Aspirationen sind nicht geringer: es betreibt immer noch eine Weltpolitik größten Stils. Seine politische Regsamkeit ist ungebrochen; wir begegnen in allen Fragen der Weltpolitik seinen Ansprüchen und Einflüssen. Es hat sich weder im fernen noch im nahen Osten desinteressiert, hat seine syrischen Pläne nicht vergessen, nicht aufgehört, von einer führenden Rolle im Mittelmeer zu träumen, scheint auch heute kolonial noch kaum saturiert, obwohl es doch bei sinkender Bevölkerungsziffer der Kolonien

kaum bedarf. Es hat immer noch den gleichen Ehrgeiz diplo
matischer Führung: und wenn auch das Verhältnis seiner reale
Macht zu der der anderen Großmächte zu solcher Führung nich
mehr zureicht, so ist doch der Drang der Nation zu politische
Geltung so stark, daß die Staatsmänner der Republik, um sic
zu behaupten, darauf angewiesen sind, mit dem Schein einer solche
Führung dem Ehrgeiz der Nation Genüge zu tun. Diese No
wendigkeit hat sich in den letzten Jahrzehnten als ein wesentliche
Charakteristikum der französischen Politik erwiesen und hat d
und dort in der Geschichte der diplomatischen Verhandlungen ein
wesentliche Rolle gespielt. Der nationale Geltungsdrang hat sic
mit einer erstaunlichen Biegsamkeit den veränderten Entfaltungs
möglichkeiten angepaßt. Die Weltstellung, um die Frankreic
einst mit den Mitteln des Krieges und der Gewalt gerungen ha
sucht es heute durch die in den Dienst der nationalen Politi
gestellte Macht des Kapitals zu erkämpfen. Auf ihr mehr al
auf einer Wertung als zweitstärkster Militärmacht Europas beruh
der größte Teil seines bedeutenden Einflusses in der Türkei, de
Balkanländern und in Rußland. Wir stehen hier nicht etwa vo
der blinden, mechanischen Wirkung eines nun einmal vorhandene
und nach Verzinsung schreienden Kapitalüberflusses, sondern vo
der erstaunlichen Geschlossenheit eines nationalen Geltungswillens
der die politische Verwertung dieses nach Zinsen schreiende
Kapitals erzwingt. Dazu ist namentlich in dem letzten Jahrzehn
eine andere, in Deutschland wenig beachtete Art weltpolitische
Expansion getreten: die kulturelle. Frankreich hat in seiner groḃe
Zeit die kulturelle Führung der Welt besessen. Der halben We
galt französisches Wesen als Muster. Durch das Aufkomme
Deutschlands und die Ausdehnung der englischen Herrschaft au
ein Viertel der bewohnten Welt wurde die kulturelle Vormacht
stellung Frankreichs bedeutend eingeschränkt, wenn auch in viele
Gebieten nicht gebrochen.

Das moderne Frankreich gibt sich mit dieser Entwicklun
nicht zufrieden, sondern betreibt eine planmäßig organisierte kulturell
Expansion größten Stils, der kein anderer Staat etwas Ähnliche
an die Seite stellen kann. Alle Zweige der Kultur sind in de

Dienst dieser Expansion gestellt. Führende Gelehrten und Literaten werden von den Organisationen, denen diese Expansion obliegt, zu Vorträgen in diejenigen Länder gesandt, auf deren Bearbeitung besonderes Gewicht gelegt wird. Das sind die kleinen europäischen Länder, Holland, Belgien, die Schweiz, die skandinavischen Staaten und Südamerika. Die Erfolge dieser Propaganda sind bedeutende. Sie wird ständig erweitert. Sie steht durchaus im Dienste der Politik. Ansehen und Geltung Frankreichs sind ihr Ziel. Sie stellt eine moderne Erweiterung der politischen Kampfmittel dar, welche ebenso von der Regsamkeit des französischen Geistes als von seiner Vitalität zeugt.

Das eindringlichste aller Zeugnisse aber ist die Tatsache und die Art des Fortbestehens der elsaß-lothringischen Frage. Diese Frage ist formell erledigt. Frankreich hat im Frankfurter Frieden endgültig auf die beiden Provinzen verzichtet. Trotzdem beherrscht diese tote Frage, die wohl seit dem Frankfurter Frieden niemals mehr Gegenstand irgendwelcher Besprechungen oder Verhandlungen zwischen den deutschen und französischen Staatsmännern war, indirekt das zentrale Problem der französischen Politik, die Beziehungen zu Deutschland und durch diese die gesamte französische Politik. Frankreich hat bisher nicht vergessen und wird, solange es lebt, nicht vergessen. Sein Verstand wird vielleicht die Idee eines Krieges, mit der seine Phantasie immer spielen wird, immer ablehnen, weil das Risiko zu groß ist, oder weil die leitenden Männer der Republik, welche über Krieg und Frieden zu entscheiden haben, damit rechnen müssen, daß ein verlorener wie ein gewonnener Krieg die republikanische Staatsform gleicherweise gefährdet. Man wird also vielleicht niemals handeln, vielleicht auch in Zeiten der Gefahr öffentlich von der elsaß-lothringischen Frage nicht einmal reden und doch immer daran denken und aus ihr halb bewußt, halb unbewußt den Angelpunkt der ganzen Politik machen. Vom Standpunkt der politischen Vernunft und kühler Abwägung gegebener Möglichkeit vielleicht ein widersinniger und unfruchtbarer Standpunkt: es ist der unbezähmbare Lebenswille, der der Vernunft verbietet, aus der gegebenen Situation richtige, aber schmerzliche Folgerungen zu ziehen. Es

ist möglich, daß ein Zusammenarbeiten mit Deutschland für d
Gesamtinteressen der französischen Auslandspolitik nützlicher wä
als die jetzt betriebene Politik, bei der der Gegensatz zu de
deutschen Nachbar die Republik in eine den französischen Inte
essen in vielen Punkten schädliche Abhängigkeit von der russische
Politik bringt, welche diese mit Geschick auszunutzen versteh
Diese Abhängigkeit von Rußland hat sich in dem letzten Jah
zehnt immer stärker akzentuiert. Frankreich hat sich in steigende
Maße in allen Rußland interessierenden Fragen vor jeder Wah
nehmung solcher französischer Interessen, die den russischen z
widerlaufen, gehütet. Das trat besonders bei der Wahrung sein
wirtschaftlichen Interessen im nahen und im fernen Osten, do
bei seinen Interessen als Gläubiger der Türkei, hier bei sein
Haltung in der Frage der Anleihe der Sechs-Mächte an Chin
zutage. Seine Politik ist durch die elsaß-lothringische Frage g
bannt. Sie ist dank dem unvergleichlichen Machtwillen der Natio
die Frage schlechtweg.

Die nationalistische Literatur des modernen Frankreich b
zeichnet den heutigen Zustand Europas als Hegemonie Deutsc
lands. Hinter diesem die tatsächliche Lage schwerlich richtig wiede
gebenden Ausdruck versteckt sich das Bedauern über die verloren
Hegemonie Frankreichs, die aus alter Erinnerung jedem Franzose
unbewußt als der natürliche und gerechte Zustand gilt.

In Summa: Auch in Frankreich, trotz dem Rückgang de
Geburtenziffer und sinkender realer Macht, hat der Nationalismu
nicht abgenommen. Wenn es um die Jahrhundertwende unte
dem Einfluß einer materialistischen Welle, die über alle Lände
hinwegging, so schien, so hat seit jener Zeit der Nationalismu
an Heftigkeit der Äußerungen und Nachhaltigkeit der Empfindunge
wieder zugenommen; die junge Generation ist ihm verfallen, di
Ideenrichtung, die den Materialismus des Genusses abgelöst ha
und deren bedeutendster Ausdruck die Philosophie Henri Bergson
ist, wird von ihm getragen und nährt ihn durch den philoso
phischen Ausdruck, den sie ihm leiht. Das Land hat, entgege
deutschen Zweifeln, das schwere Opfer der dreijährigen Dienstzei
auf sich genommen, ohne daß außergewöhnliche Widerstände sic

gezeigt hätten. Aus der Erörterung, die diesem Beschluß voranging, geht deutlich hervor, mit welcher Energie das Land sich gegen die Konsequenz der zahlenmäßigen Entwicklung, gegen die Notwendigkeit des Eingeständnisses der eigenen Schwäche zur Wehr setzt, und wenn irgend etwas, so zeigt dieses Streben von der Unerschöpflichkeit des Willens zum Leben, der diese Nation beherrscht.

6.

Das für die Politik wichtigste Ergebnis der letzten zwei Jahrhunderte und die erste Tatsache der weltpolitischen Konstellation der Gegenwart ist die Weltherrschaft Englands. Wie sie im einzelnen entstand, kann uns hier nicht berühren. Wir haben nach der Eigenart und Intensität des politischen Willens zu fragen, der sie heute trägt. In ihm aber wirkt die Vergangenheit fort, deren Erbe er ist.

Das englische Weltreich, das ausgedehnteste, das die Geschichte kennt, das einzige, welches je den Erdkreis umspannt und in allen Erdteilen Fuß gefaßt hat, ist in den letzten drei Jahrhunderten bald langsamer, bald schneller herangewachsen; es hat im großen ganzen nur Einen wesentlichen Rückschlag erlebt, den Abfall jener Siedelungen, aus denen die heutigen Vereinigten Staaten entstanden sind, aber auch diesen schnell eingeholt: seine Entwicklung zeugt von einer wunderbaren Folgerichtigkeit und Zielsicherheit. Die Faktoren seiner Entstehung sind auch heute noch die Faktoren seiner Erhaltung und als solche die Grundlage der vergangenen und gegenwärtigen, wohl auch jeder zukünftigen englischen Politik. Diese Faktoren sind einfach: es sind die Beherrschung der Meere, und jener Zustand des kontinentalen Europas, welche wir als kontinentales Gleichgewicht zu bezeichnen pflegen. Diese beiden Faktoren geben der englischen Politik einen einfachen und einheitlichen Charakter, den sie im Laufe der Jahrhunderte unter äußerlich wechselnden Bedingungen immer bewahrt hat und dessen Grundsätze unbewußt, aber desto unerschütterlicher das politische Denken jedes Engländers bestimmen. England hat nacheinander alle see-

gewaltigen Völker bekämpft und besiegt, alle Flotten, deren e
irgendwie im Krieg und im Frieden habhaft werden konnte, ze
stört und, soweit es konnte, die Entstehung neuer zu hindern g
sucht. Es hat im sechzehnten Jahrhundert die Armada Philipps II
im siebzehnten die Flotte der Holländer vernichtet, in den Napo
leonischen Kriegen nacheinder 1793 eine französische bei Toulo
1797 bei St. Vincent eine spanische, im gleichen Jahre bei Campe
down eine holländische, 1798 bei Abukir eine französische, b
Neapel eine neapolitanische, 1799 den Rest der holländischen, 180
eine dänische, 1805 bei Trafalgar die französisch-spanische, 180
durch den Überfall Kopenhagens die dänische zerstört. Es ha
während der gleichen Kriege alle nicht englischen Arsenale, Werfte
Häfen und Schleusen, die gefährlich werden oder zur Entstehun
neuer Flotten dienen konnten, vernichtet. Nach englischen An
gaben erbeuteten die Engländer während der Napoleonischen Krieg
260 große und 980 kleine Kriegsschiffe und brachten in den Jahre
1801 bis 1812 jährlich zwischen 2500 und 4000 Handelsschiff
ein, welche als tauglich in die englische Flotte eingestellt wurde
Sie taten dies in der Defensive gegen Napoleon I.; aber dies
Defensive verschaffte ihnen die unbedingte Herrschaft zur See, da
Welthandelsmonopol und ein ungeheures Weltreich. Wie di
Gegnerschaft Frankreichs gegen Friedrich den Großen den Engländer
das bis dahin französische Kanada auslieferte, so überlieferte di
Zerrissenheit des kontinentalen Europas zu den Zeiten Napoleons
den Engländern die französischen, holländischen und spanische
Kolonien. Bei all diesen Kämpfen waren die Engländer d
einzigen Gewinner. Am 25. März 1807 sagte Dundas im Unte
hause: „Nächst der Zerstörung der feindlichen Seemacht war e
die beste Politik, die wir befolgen konnten, daß wir uns ihr
Siedelungen bemächtigten." Fox entgegnete: „War denn die We
nahme von Inseln der Zweck des Krieges? Unser Zweck wa
Europa vor Frankreich zu beschützen!" Das Land war für die R
gierung. Schwerlich hätte die Opposition, wenn sie an der Mach
gewesen wäre, anders gehandelt. Bereits im Jahre 1793 fiel da
Drittel von Indien, das damals französisch war, in die Händ
Englands, im gleichen Jahre die französischen Niederlassungen i

Westindien, 1796 das Kapland und die holländischen Besitzungen in Indien, dann das spanische Trinidad und so weiter.

Was indes das englische Weltreich geschaffen hat, das waren nicht etwa in erster Linie all diese Taten der Gewalt, nicht die militärischen Siege. Freilich, ohne die siegreichen Schlachten bei Abukir und Trafalgar wäre all dies nicht möglich gewesen. Aber auch mit diesen und noch glänzenderen Siegen wäre ohne den diese Inselbewohner beherrschenden Geist, ohne eine abnorme politische Begabung und ohne eine seltene Mischung politischer Geschmeidigkeit und Energie das Werk, das wir heute bestaunen, nicht möglich gewesen. Es ist in viel höherem Grade ein Werk der Diplomatie als der Waffen. Die Kriegsgeschichte anderer Länder ist reicher an glänzenden Siegen, heroischen Taten. Was England vor anderen Staaten voraus hat, sind nicht die Siege, sondern die guten Folgen seiner Siege. Diese aber sind ein Werk der Politik.

Einem jeden Lande sind politische Genies beschieden gewesen. Man kann nicht sagen, daß der politische Genius in England häufiger und leichter entstünde. Was die Engländer vor den anderen Völkern voraus hatten und haben, das sind nicht die großen Einzelnen, die Cromwell und Pitt: es ist der politische Geist, der die Gesamtheit beherrscht, eine breite politische Oberschicht, deren eingeborene Tradition und geschlossene Denkart einen trefflichen Durchschnitt garantiert, in Ermangelung des Genius dem Talent die Führung sichert, den Pfuscher nicht duldet und immer eine große Anzahl sicher und tüchtig arbeitender ausführender Organe zur Verfügung stellt, ohne die auch die Leistung des Genius an der zähen Tücke der Objekte zuschanden wird. Jeder Engländer, sagte Novalis, ist eine Insel. Diese inselhafte Geschlossenheit des britischen Typus ist die Grundlage der politischen Leistung des Britentums. Jeder Engländer trägt sein Land mit sich herum, indem er es abbildet, und deshalb ist jeder Engländer im Ausland bewußt oder unbewußt ein Agent für die Weltherrschaft seines Volkes.

Es ist die Weltanschauung des Puritanertums, die diesen Typus erzeugt und erhalten hat. Er ist ein Ergebnis der geistigen

Entwicklung des siebzehnten Jahrhunderts. Das Puritanertu
machte aus der zähen alltäglichen Arbeit des Diesseits eine Pfli
und aus solcher Pflichterfüllung eine Religion. Der Englänt
des siebzehnten Jahrhunderts, der den Kontorstuhl drückte, dier
auf diese Weise treu und bescheiden seinem Gott. Der Koloni
der den jungfräulichen Boden ferner Länder bearbeitete, tat sei
religiöse Pflicht und arbeitete für die Weltherrschaft Englant
Beides war ihm ein und dasselbe. Auf dem Boden dieser Tr
dition des siebzehnten Jahrhunderts ist jene politische Naivit
des Engländers entstanden, welche dem Engländer selbst nicht b
wußt ist und von den anderen Völkern in ihren Wurzeln selt
begriffen wird. Für den Engländer ist Britentum und Zivilisatio
die Menschheitsidee, der Weltfriede und die Idee der englisch
Weltherrschaft ein und dasselbe. Die Vorherrschaft Englan
scheint ihm mit dem Interesse der Menschheit gleichbedeuten
England ist die Freiheit. Der naive Engländer versteht nic
wie es Völker geben kann, welche die Segnungen der englisch
Weltherrschaft nicht begreifen wollen. Da Englands Sache ih
die Sache der Zivilisation, ja der Menschheit ist, erscheint ihm je
Bedrohung dieser Herrschaft als eine Sünde gegen die Zivilisatio
Diese Stimmung ist durchaus ehrlich. Sie wird von den ander
Völkern vielfach als Falschheit und Hypokrisie empfunden. D
ist sie indes nicht. Sie ist Naivität, aber nicht Heuchelei. We
die englische Politik im Namen der Humanität und Zivilisati
in die Streitigkeiten der anderen Völker eingreift und dabei ne
Ländergewinne für die englische Weltherrschaft einheimst, so wür
doch kein Engländer verstehen, wenn außerhalb Englands diese A
der Wahrung des Menschheitsinteresses als Heuchelei bezeichn
wird. Wenn auf Grund dieser Stimmung England jedem En
länder als der eigentliche Träger der Menschheitsidee erscheint,
beruht auf derselben Stimmung auch der naive Glaube des Brit
an sein Recht auf Weltherrschaft. Dieses Recht erscheint de
Briten nicht etwa auf den Machtverhältnissen oder dem Übe
gewicht der englischen Interessen zu beruhen; es ist eine Art go
gegebenen Rechtes, an dem zu rütteln auch der Feind kein mor
lisches Recht hat. Daher die eigentümliche moralische Note, welc

das politische Auftreten Britanniens auch dort kennzeichnet, wo dieses Auftreten jedem, der das göttliche Recht Englands auf Weltherrschaft nicht anerkennt, als mit allen Gesetzen der Moral im Widerspruch stehend erscheint. Als die Engländer im Jahr 1807 im Frieden Kopenhagen beschossen und die dänische Flotte wegnahmen, erregte diese Tat überall außerhalb Englands einen Sturm moralischer Entrüstung; aber die Proklamation, welche England vor dieser Wegnahme an das dänische Volk richtete, begründet auch diese Maßregel in durchaus naiver Weise mit dem Interesse der Freiheit und des Friedens der Völker. Wie dieses, ließen sich aus der Geschichte der englischen Eroberungen unzählige Dokumente der gleichen Art aufzählen.

Diese Denkungsart charakterisiert den englischen Nationalismus. Sie unterscheidet ihn von dem Nationalismus aller anderen Völker der Gegenwart. Wer nach Parallelen sucht, muß in der Geschichte bis auf das Imperium Romanum zurückgehen. Gerade diese Parallele aber ist bedeutsam. Der englische Nationalismus wie der der alten Römer ist das Selbstgefühl der Besitzenden. Bei den anderen Völkern ist der Nationalismus nur das Streben nach einer Weltherrschaft, die sie noch nicht besitzen und vielleicht niemals besitzen können. Daher gebärdet sich der englische Nationalismus als Kosmopolitismus. Er ist es indes nur scheinbar. Ihm fehlt anscheinend jener Drang der Unzufriedenheit, jenes ungestüme Begehren, die Leidenschaftlichkeit, die die nationalistischen Bewegungen der anderen Länder kennzeichnet. Und doch wäre ein solches Urteil ein Irrtum. Das wird immer dann offenbar, wenn von irgendeiner Seite her die englische Weltherrschaft beeinträchtigt oder etwa gar in ihren Grundlagen gefährdet wird. Ja, die Äußerungen des englischen Nationalismus pflegen in solchen Zeiten derart zu sein, daß sie dem kontinentalen Europäer als krankhaft und hysterisch erscheinen. Das war zum Beispiel um die Mitte des vorigen Jahrhunderts infolge französischer Flottenpläne der Fall. Näher liegen unserem Gedächtnis die Gemütsbewegungen, welche die deutschen Flottenrüstungen und die Anstrengungen Deutschlands auf flugtechnischem Gebiete in England hervorgerufen haben. Die reichsdeutschen Zeitungen haben

bitteren Spott über einzelne Äußerungen dieser Gemütsbewegu
insbesondere über die Invasionsfurcht und die Luftschiffgespenst
seherei ausgegossen. So sehr solche Äußerungen zum Sp
reizten, und so lächerlich sie auch dem gebildeten Engländer
schienen, so legen sie doch, wenn man von ihrer Form absie
Zeugnis ab von einer durchaus ernst zu nehmenden nationali
schen Grundstimmung und einer Höhe der Ansprüche auf We
herrschaft, welche bereits in dem Anspruch fremder Staaten, z
See nicht von vornherein auf Gnade und Ungnade der englisch
Flotte verfallen zu sein, ein Attentat auf die Grundlagen d
englischen Weltherrschaft sieht.

Es ist bekannt, bis zu welchem Grade England die Flott
frage zum Angelpunkt seiner inneren wie äußeren Politik gema
hat, wie es auf den deutschen Flottenbau hin seine Aufwendung
für die Flotte um ein Vielfaches gesteigert hat, wobei nicht et
die Regierung, sondern die Stimmung des Volkes die Führu
hatte und meist nur darüber gestritten wurde, ob die Forderung
der Regierung ausreichen, selten aber, ob sie zu weit geh
In allen Kundgebungen offizieller und nichtoffizieller Kreise d
britischen Reiches zugunsten einer Abrüstung oder Verständigu
über die Einschränkung maritimer Rüstungen hat es sich imm
nur um eine Garantie der englischen Seegeltung, niemals al
um ihre Einschränkung gehandelt. Für den naiven Englän
fällt die Schuld an der Rüstungslast denjenigen Staaten z
welche sich gegen die uneingeschränkte Seeherrschaft Englands, d
dem Engländer als Recht erscheint, auflehnen wollen. Die deuts
Regierung hat bei ihren Flottenrüstungen immer wieder und na
drücklich betont, daß diese Rüstungen rein defensiv gedacht si
zum Schutze des wachsenden deutschen Überseehandels, und da
ihre Spitze gegen keine andere Macht kehren, eine fremde mariti
Hegemonie nicht antasten und eine deutsche nicht begründen woll
ja von den maritimen Rüstungen anderer Mächte ganz un
hängig sind. Diese Erklärungen haben auf die öffentliche Meinu
Englands so gut wie keinen Eindruck gemacht; die englische R
gierung hat im Gegensatz zu dieser deutschen Haltung ihre Flott
verstärkungen stets offen mit den deutschen Rüstungen begründ

und die öffentliche Meinung Englands hat kaum begriffen, daß die deutschen Rüstungen einen anderen Zweck haben können als einen Angriff auf die englische Seeherrschaft, da der Schutz des Handels und die Freiheit der Meere doch gerade durch diese britische Seeherrschaft am besten garantiert ist.

Der englische Nationalismus bleibt Nationalismus, auch wenn er sich kosmopolitisch gebärdet, und — ohne jede Heuchelei — von Weltfriede, Freiheit und Zivilisation spricht. Ja diese kosmopolitische Gebärde zeigt nur, auf wie hoher Stufe er steht. Was ihn von dem Nationalismus anderer Länder unterscheidet, ist sein Erfolg, die Fülle dessen, was er erreicht hat.

Im Jahre 1912 erklärte der englische Staatssekretär des Äußern, Sir Edward Grey, in einer Rede über koloniale Fragen: England sei saturiert. Ist der englische Nationalismus am Ziele seiner Wünsche angekommen? Genügt ihm die Beherrschung des fünften Teils der bewohnten Welt?

Es widerspräche dem Wesen der nationalistischen Tendenz, welche unersättlich ist, wenn dem so wäre. Zunächst ist zu sagen, England ist saturiert, weil es verdaut. Es mag auf lange Zeit hinaus saturiert sein, weil es auf lange Zeit hinaus zu verdauen hat. Die Frage, welche zurzeit im Mittelpunkt seines Interesses steht, ist die Frage der politischen Organisation des ungeheuren Reiches, das größer-britannische Problem. Das Weltreich ist in einer inneren Umbildung begriffen. Das Problem dieser Umbildung absorbiert das imperialistische Interesse und würde für sich allein genügen, jenen von dem englischen Minister behaupteten Zustand der Sättigung zu erklären.

Aber auch sonst kann diese behauptete Sättigung nur relativ verstanden werden. Es ist richtig, daß das englische Weltreich sich seit einem Jahrzehnt in allen Unternehmungen, welche keinen direkten oder indirekten Zusammenhang mit dem gegenwärtigen Besitzstand, seinem Ausbau und seiner Sicherung haben, eine gewisse Zurückhaltung auferlegt hat, daß England weder die Balkankrise und die türkischen Verlegenheiten für eine imperialistische Expansion zu verwerten suchte, noch in Zentralafrika an den Bestand des Kongostaates und der portugiesischen Kolonien irgendwie zu rühren

unternahm, daß es der russischen Expansion in Persien und
Mongolei nur mit diplomatischen Mitteln unter sorgsamer Wahru
guter Beziehungen zu Rußland, aber ohne Energie entgegen
treten ist, und insbesondere in Persien im großen ganzen ei
langsamen Rückzug eingeleitet hat. Aber all das ist in der
sonderen politischen Konstellation und den taktischen Folgerun
begründet, welche die englische Diplomatie aus ihr ziehen
müssen glaubte, nicht aber in einer tatsächlichen inneren Sättigu
des Weltreiches oder etwa gar in einem Nachlassen des nationa
Lebensdranges der britischen Nation begründet. Im übrigen
diese Sättigung nicht alt. Vor etwas mehr als einem Jahrze
hat England sich die Burenrepubliken angegliedert und das
geheure Gebiet des Sudan erworben, so daß heute schon jener ei
als phantastisch beschriene Plan einer englischen Kap-Kairo-Ba
den der große Cecil Rhodes in den achtziger Jahren faßte, z
großen Teil ausgeführt, zu seiner Vollendung nur mehr ei
Auseinandersetzung mit Deutschland und Belgien bedarf.

Niemand kann dem englischen Reich solche immer neue Pl
zum Vorwurf machen. Es stellt sich heraus, daß jeder Erw
über sich selbst hinausdrängt. Er soll ausgebaut werden,
Ausbau erfordert Erweiterung. Auch hier heißt Leben Wachst
Ägypten erfordert den Sudan als Hinterland. England muß
Sudan beherrschen, um Ägypten zu sichern. Es wird, wenn a
wider Willen, falls der russische Drang nach dem Süden
Persien weiter fortschritte, sich Südpersiens zur Sicherung Indi
versichern. So wird England durch den Besitz selbst zu imm
neuen Erwerbungen gedrängt. Es ist eine Grundeigenschaft je
Besitzes an Geld wie an Boden, daß seine Erhaltung seine V
mehrung erfordert.

Diese Sättigung des britischen Nationalismus also ist
nur scheinbare; sie ist das Resultat einer vielleicht früher o
später vorübergehenden Konstellation und eines politischen Instink
der Nation, welche den aus der Konstellation sich ergeben
taktischen Folgerungen Rechnung trägt. Nur im Zusammenh
mit diesem politischen Instinkt kann die Eigenart des englisc
Nationalismus verstanden werden. Diesem Nationalismus kom

es überall auf das Wesen der Sache und nirgends auf den Schein an. Darin enthüllt sich eine alte Tradition der Macht. Der junge Nationalismus pflegt am äußeren Schein der Macht sich zu berauschen und das Prestige anzubeten; dabei kann es vorkommen, daß unter dieser Scheinbarkeit sich reale Ohnmacht verbirgt. Die Freude am Schein sich abzugewöhnen, hat der englische Nationalismus Zeit gehabt, ohne daß er dabei die reale Macht des Scheins meisterhaft zu handhaben verlernt hätte. Ein weiterer Grund für die scheinbare Sättigung des englischen Nationalismus ist darin zu finden, daß die englische Macht viel weiter geht, als der Boden sich ausdehnt, auf dem die englische Flagge weht, viel weiter auch, als die militärische Macht des Inselreiches reicht. Der englische Nationalismus sieht keine Notwendigkeit, dem englischen Reiche Gebiete anzugliedern, die dieses Reich, auch wenn sie nominell frei und unabhängig zu sein scheinen, in Wahrheit sei es durch seine Überlegenheit zur See, sei es mit Mitteln der Diplomatie oder des Kapitals zu beherrschen vermag. So ist Portugal, in vermindertem Maße auch Spanien, in Wahrheit eine Dependance des englischen Weltreiches. Japan vermag sich aus den Fesseln des englischen Geldmarktes nicht zu lösen; England braucht in Südamerika nicht Fuß zu fassen, denn dessen bedeutendster und zukunftsreichster Staat, Argentinien, wird von der Londoner Börse finanziert und so beherrscht. England hat Sorge getragen, daß die Indien umgebenden Staaten, deren Einverleibung eine englisch-russische Grenze schaffen würden, scheinbar unabhängig bleiben, in Wahrheit aber als Vorposten der indischen Festung fungieren. Die naive Freude des jungen Nationalismus, der die Macht des Vaterlandes an der Größe der Gebiete mißt, welche im Atlas die Farbe des Vaterlandes haben, ist dem englischen Nationalismus fern.

Englands Weltherrschaft ruht auf der Flotte; und doch wäre sie unhaltbar, wenn sie nur auf der Flotte ruhte. Sie reicht in Wirklichkeit viel weiter, als die Flotte. Sie hat neben der Seeherrschaft noch zwei andere Grundpfeiler: den britischen Kulturzusammenhang und die Londoner Börse.

Die Macht des britischen Kulturzusammenhangs ist ein schwer zu fassendes Imponderabile. Sie beruht auf der inneren

Stärke der Einheitlichkeit, der suggestiven Kraft des britisc
Menschenideals. Es ist kaum möglich, dies Imponderabile
überschätzen, aber sehr schwer, seine Bedeutsamkeit zu begründ
Die psychologischen Gesetze, welche diese Zusammenhänge reg
sind wenig erforscht und schwer zu erforschen. Der briti
Typus ist ansteckend. Er hat für Individuen anderer Herku
viel Verführerisches, prägt sich leicht ein und kann leicht an
nommen werden. Jeder Typus ist der Entwurf eines Mensch
ideals. Die Eigenschaft der Übertragbarkeit beruht auf
Eigenart dieses Menschenideals. Dieses Menschenideal ist v
leicht kein höchstes, man kann es auch als ein Durchschnit
ideal brandmarken; es hat einfache, aber feste Züge und ger
darauf beruht seine Suggestivität und seine Übertragbarkeit.
ist ein außerordentlich gesundes, in sich harmonisches und lebe
tüchtiges Ideal. Pflicht, Gesundheit, vernünftiger Lebensgen
praktische Tüchtigkeit — ein Ideal der Masse, das auf al
Himmelsstürmen und alle Sehnsucht nach dem Unerreichbar
vielleicht damit auch auf alles wahrhaft Große und auf das tie
Pathos des Menschen verzichtet. Dieser Typus ist nicht d
höchste Menschenideal, das entworfen werden kann, gewiß al
das politisch brauchbarste. Es begründet eine Einförmigk
der Menschen und ihrer Interessen, welche den inneren Zusamm
halt garantiert und in politischer Beziehung ein zentripeta
Moment größter Bedeutung darstellt. Diese Einförmigkeit u
dieser natürliche Zusammenhalt garantiert die Unschädlichkeit
Freiheit und ermöglicht mit den moralischen Qualitäten die
Typus jenes Verfassungsideal des Selfgovernments, das En
land den anderen Völkern als das Land des politischen Ide
zustands, das Land der Freiheit und Zivilisation schlechtweg erschein
läßt. Die enorme Wichtigkeit dieser Zusammenhänge zeigt die englis
Kolonialpolitik. Nur weil England den Kolonien ohne Gefa
vollkommene Freiheit geben konnte, hat es die weißen Koloni
dem Weltreich erhalten können; und diese vollkommene Freih
konnte es nur geben, weil es auf die Kraft dieses Kulturzusamme
hangs, auf die Einheitlichkeit des Typus und die vernünfti
Wertung der gemeinsamen praktischen Interessen zählen konn

Die Kraft, Geschlossenheit und Einheitlichkeit des britischen Typus läßt den kolonialen Engländer sich nicht zu einer gesonderten nationalen Individualität entwickeln. England kann sicher sein, daß der Holländer Südafrikas bei einer Verschmelzung mit dem Engländer den britischen Typus eher annimmt als ihn aufsaugt, und das gleiche gilt von der französischen Minorität Kanadas. Es kann Einwanderer aller Staaten zur Erschließung seiner weiten Kolonien verwenden, der russische Jude wird ebenso zum Engländer wie der Deutsche und Slowene. Es braucht sich deshalb nicht wie andere Länder aus Angst für die Reinheit seines Typus vor der Nationalisierung von Menschen fremder Herkunft zu scheuen; es tut es nicht und kann sich so als Hort der Freiheit und Heimat aller Heimatlosen verehren lassen. Die moderne englische Geldaristokratie, und gerade derjenige Teil von ihr, auf welcher die modernsten Methoden des Imperialismus beruhen, ist jüdischer Herkunft, aber mit den leitenden Kreisen des englischen Weltreiches vollkommen verschmolzen. Es ist dies dem Anscheine nach nur eine Frage der Institutionen und Gebräuche, in Wahrheit aber eine Frage der Kraft des nationalen Typus, der solche Institutionen und Gebräuche ermöglicht.

Es wird vielleicht eine Zeit kommen, wo Deutsch-Südwestafrika, von deutschen Einwanderern besiedelt, Selbstverwaltung nicht nur verlangen wird, sondern auch erhalten muß. Wenn das Deutschtum bis dahin nicht zum Entwurfe eines festen und geschlossenen Menschentyps gelangt, so wird aus den selbständig gewordenen Einwanderern sich sehr bald eine neue eigene nationale Individualität bilden; und die Betätigung ihrer zentrifugalen Triebe wird eine Frage des Zufalls, der Gewalt oder äußerer Interessen sein.

In Deutschland, wo wie in allen jungen Staaten die Macht der Gewalt überschätzt wird, weil man die Erfahrung Napoleons I. von der impuissance de la force zwar schon oft genug gemacht, aber noch nicht tief genug verstanden hat, wird gemeiniglich geglaubt, das englische Weltreich müsse mit der Zerstörung der englischen Flotte zusammenstürzen. Wenn es auch unmöglich ist, zu prophezeien und in solchen Dingen alles von den näheren Um-

ständen abhängt, so wird man doch sagen können, daß, wer
urteilt, die Grundlagen der englischen Macht nicht verstand
hat. Es würde vielleicht seine tropischen Kolonien verliere
Ägypten, Indien und einen großen Teil seines Einflusses auf d
nicht englischen Länder, seine Herrschaft über Australien, Sü
afrika und Kanada aber würde, wenn nicht im Falle Kanad
es den Vereinigten Staaten gelingt, die Kanadier zur Ve
schmelzung zu bekehren, schwerlich berührt werden. Die Mac
jenes Kulturzusammenhangs versinkt nicht mit den Kanonen d
britischen Schiffe.

Dagegen könnte der Zusammenbruch jenes Kulturzusamme
hangs das britische Reich unwiederbringlich zerstören. Der en
lische Typus ruht auf dem Menschenideal des Puritanertum
Es ist das Ideal nüchternen Fleißes, diesseitiger Pflichterfüllun
Dies Ideal hat den religiösen Glauben, auf den es gegrünt
war, überdauert. Die ungläubigen Enkel haben es von d
gläubigen Ahnen im Blute geerbt. Aber es ist möglich, d
ohne den Schutz des Glaubens dieses Ideal einer allmählich
Zersetzung verfallen muß. Anzeichen einer solchen Zersetzung si
in der geistigen Entwicklung des Englands der letzten Jahrzehn
vorhanden. Die Moderne weiß auf die Frage: wozu Pflic
erfüllung? keine Antwort. Das eigentliche tiefste und unter ein
weiteren Perspektive gefährlichste Problem der englichen We
macht ist die Frage, ob die Zukunft die alte Antwort des Pu
taners unversehrt erhalten, neu beleben oder eine neue Antw
wird geben können, oder dem Kopfschütteln der Skepsis Re
geben wird. Dann erst wäre der Verfall des englischen We
reiches besiegelt.

Als weiterer Pfeiler der englischen Herrschaft tritt neb
diesen Kulturzusammenhang das wirtschaftliche Interesse. Bei
Pfeiler stützen sich gegenseitig, wie beide wiederum von d
dritten, der Seeherrschaft, gestützt werden. Es ist kein Zweifel, d
die Zugehörigkeit zum britischen Weltreich für die Kolonien
glänzendes Geschäft ist. Sie haben für alle ihre Unternehmung
die Londoner Stockexchange hinter sich. Wahrscheinlich hätt
die englischen Kolonien als selbständige Staaten für ihre A

leihen statt 3 bis 4, 6 bis 8 Prozent Zinsen zu bezahlen. Von London aus fließt der befruchtende Strom des Geldes. Die Zugehörigkeit zum britischen Weltreich ist in wirtschaftlicher Beziehung eine Art Anschluß an ein umfangreiches und sicher arbeitendes Bewässerungssystem. Diese materiellen Interessenzusammenhänge würden für sich allein vielleicht nicht ausreichen, um das Reich vor inneren Störungen zu bewahren. Die Zeit, in der man an die Allgewalt materieller Interessen glaubte, ist vorbei. Die Zeit hat eingesehen, daß das materielle Interesse, das sich in Zahlen berechnen läßt, zur Begründung von Staaten und Reichen nicht zulangt und im Widerstreit mit der Macht der Idee und des Gefühls, mit nationalen Imponderabilien und dem Drang zur Freiheit, vor diesen sich beugen muß. Da aber England die kolonialen Imponderabilien mit Vorsicht und geschmeidiger Klugheit zu handhaben versteht, eine unschädliche Freiheit gerne und ganz gibt und da kraft jenes starken Kulturzusammenhangs die Kolonien ideell an das Mutterland gefesselt bleiben, arbeitet der einigenden Kraft der materiellen Interessen nichts entgegen, daher sie denn ihre volle Wirkung tun können.

Wir können diese Zusammenhänge hier nur streifen, nicht aber ausführlich darstellen. Das zentrale Problem der inneren Politik des heutigen England ist der Imperialismus[11]). Die Fragestellung, deren Beantwortung die Geister scheidet, kann wie folgt formuliert werden: mit welchen Mitteln soll das ungeheure Weltreich zusammengehalten und als innere Einheit konsolidiert werden? Soll England, um die Kolonien wirtschaftlich bevorzugen zu können, zum Schutzzoll übergehen? Ist es möglich, aus den zerstreuten Ländern ein einheitliches Wirtschaftsgebiet zu bilden? Wenn es möglich ist, ist es politisch nötig oder genügt der Kulturzusammenhang und das finanzielle Band?

Wie bekannt, hat der Übergang der konservativen Partei zum Schutzzoll den Liberalen die Herrschaft verschafft, welche sie heute noch innehaben. Der liberale Imperialismus hat das Schwergewicht auf den Kulturzusammenhang gelegt, und die Entwicklung der Kolonien und ihres Verhältnisses zum Mutterland hat kein Argument gegen die Richtigkeit dieser Politik erbracht. Man

kann sogar sagen, es ist der Beweis erbracht worden, daß vo
politischen Standpunkt aus englische Schutzzölle mit Vorzugszöll
für die Kolonien als imperialistische Maßregel nicht nötig ist. Ei
andere Frage ist es natürlich, ob das wirtschaftliche Interesse d
englischen Industrie nicht über kurz oder lang Schutzzölle erforde

Die englische Politik ist sich der Bedeutung dieses Kultu
zusammenhangs durchaus bewußt. Sie hat die Meinungsmac
der Kolonien in sehr geschickter Weise in London zentralisier
Sie ist durchaus imperialistisch gefärbt. Die australische, südafr
kanische, kanadische Presse urteilt auf Grund eines Nachrichte
materials, das ihr aus London und nur aus London zugeh
Diese Nachrichten variieren immer neu das Thema, daß Gedeihe
und Freiheit der Kolonien nur durch ein starkes England geschüt
werden kann, sprechen von deutschen Plänen auf Australien un
ähnlichem. Welche Bedeutung man dieser Meinungsmache zu
mißt, zeigen hinter den Zeilen die Verhandlungen der Reichs
konferenzen über das Pressewesen. In der Geschichte der Be
träge der Kolonien zu den Kosten der englischen Flotte hat dies
Meinungsmache eine wesentliche Rolle gespielt.

Die Aufwendungen, welche das kleine England für die Er
haltung seiner Kolonien machen muß, sind in dem letzten Jah
zehnt rasch und stark gewachsen. Zudem hat England sich ge
nötigt geglaubt, den größten Teil seiner Flottenmacht in de
heimischen Gewässern verfügbar zu halten. Dadurch hat sich de
Glanz der englischen Seemacht in der Übersee vermindert. Di
Suprematie auf dem Mittelmeer konnte nicht aufrechterhalte
werden. In der Pazifik sehen sich die Australier ohne ausreichende
Schutz gegen das ihnen verdächtige Japan. Diese Entwicklun
hat die englische Politik vor die Notwendigkeit gestellt, die Laste
der Reichsverteidigung von den Schultern des kleineren Englan
auf die breiteren Größerbritanniens zu legen. Das ist, wie be
kannt, zum Teil gelungen, zum anderen Teil auf dem besten Weg
Die Kolonien leisten steigende Hilfe zu den Kosten der Flott
Sie stellen aber eine Forderung, deren Berechtigung sie aus diese
Leistung ableiten: Beteiligung an der politischen Leitung de
Reiches. Man ist ihnen durch die Institution der sogenannte

Reichskonferenzen, durch Informierung der leitenden Kolonialminister entgegengekommen; eine Bewilligung dieser mit besonderem Nachdruck von Kanada betriebenen Forderung würde eine Umgestaltung der britischen Verfassung und der ganzen Reichsorganisation voraussetzen, welche auf Grundlage der parlamentarischen Institutionen Englands sich sehr schwer durchsetzen läßt. Bis zur Lösung dieses schwierigen verfassungstechnischen Problems werden menschlicher Voraussicht nach noch Jahrzehnte vergehen. Der Wunsch der Kolonien wird indes immer stärker werden, und eines Tages wird man eine Lösung finden. Dafür bürgt die politische Klugheit und Geschmeidigkeit des Engländertums. Dionys von Halikarnaß fand einst den Grund für die Erfolge Roms und den Mißerfolg des athenischen Reiches in der Elastizität der römischen Politik, welche die Staatsform den veränderten Bedingungen anzupassen verstand, während Athen die spröde Schale der Stadtverfassung nicht zu dehnen und alles Angegliederte sich nicht innerlich einzuverleiben vermochte. Alles spricht dafür, daß auch die Geschichte der Zukunft England in dieser Beziehung mit dem Imperium Romanum vergleichen wird.

7.

Unter den Großmächten der Weltpolitik ist das Deutsche Reich die jüngste. Innere Zerrissenheit und Mangel an politischer Begabung brachten das deutsche Volk während langer Jahrhunderte um jede politische Geltung. Glänzende Waffenerfolge blieben ohne politischen Nutzen. Die militärische Tüchtigkeit der Bevölkerung kam fremden Interessen zu gut. England führte seine Kolonialkriege mit deutschen Söldnern. Als dann durch die zähe Energie des preußischen Stammes und den Genius Bismarcks ein einiges Deutsches Reich geschaffen und so dem deutschen Volk die äußere Möglichkeit weltpolitischer Betätigung gegeben wurde, war es spät geworden; die besten Stücke des Erdkreises waren verteilt. Bismarck sah nach dem glücklichen Kriege gegen Frankreich die Hauptaufgabe in der Konsolidierung der errungenen Einheit. Um Frankreichs Blicke von der Rheingrenze

abzulenken, begünstigte er, so sehr er konnte, die französische E
pansion in Afrika und Asien. Als er gegen Ende seiner Tätigkeit dar
ging, einer zukünftigen kolonialen Tätigkeit Deutschlands eini
übriggebliebene Stücke Afrikas zu sichern, vermied er es sorgsa
weiter zu gehen, als das englische Interesse vertragen konnte.
vermied es, von Deutsch-Südwestafrika aus auf das Hinterla
der Kapkolonie, das heutige Rhodesien, überzugreifen. Bisma
hielt die deutsche Weltpolitik in den Grenzen, die die Rücksic
auf die Kontinentalpolitik nach seiner Ansicht ihr ziehen muß
stellte die Kontinentalpolitik in jeder Hinsicht über die Weltpoli
und ließ dieser nur zukommen, was jene gestattete.

Das junge Deutsche Reich aber drängte hinaus in die We
Die Bevölkerung wächst jährlich um 8—900 000 Menschen, u
für diese neuen Massen muß Nahrung oder, was das gleiche i
Arbeit gefunden werden. Damit das Land die wachsende B
völkerung nähren kann, müssen die deutschen Waren steigend
Absatz im Auslande finden. Es müssen immer mehr Waren d
Weg über die Grenzen finden. Der großartige wirtschaftlic
Aufschwung, der der politischen Konsolidierung folgte, ist bekan
Dank des zähen Fleißes, der Tüchtigkeit, der wissenschaftlich
Bildung, des Lebensdranges des deutschen Volkes gelang es,
Stelle der Menschen die Waren zu exportieren. Die deutsc
Wirtschaft umspann mit ihren Interessen und Leistungen
Welt, sie hat sich in manchen Zweigen einen ersten, in allen ein
zweiten oder dritten Platz erobert. Dem wirtschaftlichen Intere
mußte das politische folgen. Die enorme Arbeitsleistung des a
strebenden Volkes zwingt das junge Reich zur Weltpolitik.

Die Geschichte der nationalen Empfindung verläuft paral
dieser wirtschaftlichen Entwicklung. Die Einigung Deutschlan
war auf der einen Seite ein Abschluß der nationalen Entwicklu
eine Erfüllung der nationalen Wünsche. Sie war auf der ander
Seite der Beginn einer neuen Entwicklung, der Keim neuer, weit
gehender Wünsche. Wie für das Streben des Individuums,
gibt es für die Begehrung der Völker keinen Abschluß und k
Ende. Mit der Entstehung weltpolitischer Interessen hat sich a
der deutsche Nationalismus weltpolitisch orientiert. Die Ansprü

des deutschen Volkes auf Macht und Geltung, nicht nur in Europa, sondern rings um die Erde, sind schnell gestiegen. Als im Jahre 1907 die Regierung des Fürsten Bülow um einer kolonialpolitischen Frage willen den Reichstag auflöste und an das Volk appellierte, hielten Wahltechniker, die an den Erfahrungen früherer Zeiten klebten, die Wahlparole für unpopulär und eine Niederlage für unvermeidlich. Das Gegenteil trat ein. Die ältere Generation der Politiker stand erstaunt vor der elementaren Kraft des weltpolitischen Geltungswillens der Nation. Wenn man die Haltung der oppositionellen Parteien und Zeitungen zu nationalen Fragen, insbesondere zu Rüstungen zu Lande oder zu Wasser, vor zwanzig und zehn Jahren mit der heutigen vergleicht, so ist jedem offenbar, daß hier so gut wie alles anders geworden ist. Keine bürgerliche Partei kann sich in solchen Fragen eine Politik der Negation gestatten; auch die Sozialdemokratie muß bei ihrem parlamentarischen Verhalten und ihrer Agitation im Volke dem nationalen Argument von Jahr zu Jahr mehr Rechnung tragen. Die Flottenpolitik insbesondere ist getragen von einer gefühlsmäßigen Popularität, vor deren suggestiven Kraft sich mit der Zeit auch diejenigen Politiker, die aus taktischen Erwägungen die politische Nützlichkeit eines großen Flottenbaus bezweifelt haben, beugen mußten.

Diese Entwicklung der wirtschaftlichen Interessen und der weltpolitischen Empfindungen auf der einen, die Konsequenzen der kontinentalen Situation des Deutschen Reiches auf der anderen Seite begründen die Eigenart der politischen Lage des modernen Deutschlands. Deutschland ist ringsum eingeschlossen von Ländern einer entwickelten und alten staatlichen Kultur. Es grenzt an kein Gebiet möglicher kolonialer Expansion. Es liegt in der Mitte der Großmächte. Kein anderer Staat ist in der gleichen Lage. Alle seine Nachbarn haben ein mögliches Expansionsgebiet vor der Türe. Rußland hat Asien, Österreich-Ungarn den Balkan, Frankreich und Italien die afrikanische Nordküste, das meerumflossene England die Welt. Alle diese Staaten haben mehr oder weniger nur eine Seite zu verteidigen und die andere frei. Das in der Mitte Europas gelegene Deutschland ist von der politischen

Konstellation Europas abhängiger als seine Nachbarn. Es i
schwerer gegen feindliche Bündnisse zu sichern und bedarf z
solcher Sicherung einen größeren Aufwand an diplomatischen ode
militärischen Machtmitteln. Auf der Erkenntnis dieser Lage be
ruht die Politik Bismarcks, die, im wesentlichen Kontinenta
politik, den Notwendigkeiten dieser Kontinentalpolitik die Wünsch
barkeiten der Weltpolitik unterordnete. Es ist offenbar, daß be
allen afrikanischen, türkischen, persischen, chinesischen Unter
nehmungen die deutsche Politik sich zunächst zu fragen hat, welch
Rückwirkungen ein derartiges Eingreifen Deutschlands auf di
Konstellation des europäischen Kontinents ausüben muß. Si
wird, wenn sie in der europäischen Türkei, in Persien oder i
China russischen Interessen begegnet, Rußland noch enger an di
Seite des unwandelbar feindlichen Frankreich heften, wird, wen
sie in Mesopotamien ein englisches Interessengebiet antastet, Eng
land auf die Seite der Gegner treten sehen. In der Tat habe
die ersten weltpolitischen Unternehmungen Deutschlands derartig
Wirkungen gehabt. Die deutsche Orientpolitik, die durch da
Bagdadbahnunternehmen eingeleitet wurde, hat Russen und Eng
ländern einen möglichen gemeinsamen Gegner gezeigt und zu ihre
Verständigung manches beigetragen, weswegen denn auch viel
deutsche Diplomaten kontinentaler Denkart dieses Unternehme
aus Gründen politischer Taktik für durchaus verfehlt erklärte
und für die Schwierigkeiten, auf welche die deutsche Politik i
dem ersten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts infolge eine
gegen sie orientierten Konstellation der großen Weltmächte aller
orten stieß, dieses und andere Unternehmungen weltpolitische
Charakters verantwortlich machten. Als Deutschland im Jahr
1904 der kolonialen Expansion Frankreichs gegenüber von de
Tradition Bismarcks abwich und dieser, die sie bisher unterstütz
hatte, entgegenzutreten unternahm, war dieser Umschwung trot
der vielfachen Nebenmomente und Nebenabsichten, über dere
Einfluß und Richtigkeit ein historisches Urteil noch kaum gefäll
werden kann, Ausdruck und Anerkennung einer durch die wirt
schaftliche Entwicklung gegebenen Notwendigkeit, zukunftsreich
Länder nicht völlig unter fremden Einfluß fallen zu lassen. Abe

gerade diese Anerkennung verdeutlichte das eigenartige Dilemma zwischen kontinentalpolitischen Rücksichten und weltpolitischen Interessen, welches die politische Situation des Deutschen Reiches kennzeichnet. Es wird behauptet, das Deutsche Reich habe wenige Jahre früher noch die Möglichkeit gehabt, gemeinsam mit England dem französischen Vordringen in Marokko Einhalt zu gebieten. Wie dem auch sei, Deutschland fand bei seiner Aktion England und Rußland auf der Seite Frankreichs, Rußland als den geldbedürftigen Verbündeten der Franzosen, England, weil es aus einer Reihe von Gründen, unter denen auch die weltpolitischen Absichten Deutschlands, seine Orientpolitik und der Flottenbau fungieren, sich Frankreich genähert und für die marokkanische Frage seine Unterstützung zugesagt hatte. Als Deutschland dann, bauend auf die rechtliche Fundierung seiner These, statt unter dem Druck seiner militärischen Überlegenheit das erschrockene Frankreich zu einem Separatabkommen zu zwingen, zu dem diplomatischen Mittel einer Konferenz griff, fand es auf dieser sich einer geschlossenen Phalanx gegenüber, vor der es, wollte es nicht in einer ungünstigen Aufstellung und gegen die Sympathien der Welt einen europäischen Krieg entfesseln, sich zu einem Vertrag verstehen mußte, der zwar nicht dem Wortlaut nach, aber praktisch die marokkanische Expansion Frankreichs ermöglichte.

Die Grenzen, die jener Vertrag dieser Expansion setzte, wurden durch die Arbeit Frankreichs und die Entwicklung, welche die Verhältnisse in Marokko selbst unter dem Einfluß dieser Arbeit nahmen, langsam verschoben und erweitert. Von der Konferenz von Algeciras 1906 bis zu dem Februarabkommen des Jahres 1909 war die deutsche Politik in folgender Lage: Frankreich erweiterte langsam die Algecirasakte und unterhöhlte allmählich die Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Sultans, die diese Akte im Prinzip gewahrt wissen wollte. Deutschland hatte Handhaben genug, auf Grund der internationalen Akte gegen dieses Vorgehen einzuschreiten. So oft es dies indes tun wollte, sah es sich einer Gruppierung der Mächte gegenüber, in deren Schutz die französische Politik sich sicher glaubte und zu keinem

Nachgeben bereit war. Ja, jede deutsche Aktion mußte di
Gruppierung enger zusammenschließen. Die sogenannte Ei
kreisungspolitik Eduards VII. hat sich an der marokkanischen Fra
herangebildet und bewährt. Die Geringfügigkeit der einzeln
Verstöße Frankreichs gegen die Algecirasakte machte es der de
schen Politik praktisch unmöglich, von dem Argument des Schwert
Gebrauch zu machen. So war die deutsche Politik in d
marokkanischen Frage durch eine europäische Konstellation, wel
sich an dieser Frage gebildet hatte, lahmgelegt und hatte d
Folgen dieser Konstellation auch in anderen als der marokkanisch
Frage zu spüren. In diesem Zusammenhang zwischen Weltpoli
und Kontinentalpolitik liegt, wenn man so will, der Circul
vitiosus der auswärtigen Politik des Deutschen Reiches. We
politische Unternehmungen haben Rückwirkungen auf die Ko
tinentalpolitik, unter deren Einfluß das Deutsche Reich sich we
politisch beschränken muß.

Weltpolitik indes muß getrieben werden. Die wirtschaftli
Expansion und der Lebenswille des Volkes drängen hinaus. D
deutsche Politik muß dem Circulus vitiosus entrinnen. Sie ka
nicht für reine Kontinentalpolitik optieren. Die Aufgabe, die di
Situation stellt, ist das eigentliche Problem der auswärtig
Politik des Deutschen Reiches. Alles, was geschieht, läßt s
als Versuch ihrer Lösung auffassen. Es ist klar, daß die we
politische Bewegungsfreiheit des Deutschen Reiches desto grö
ist, je unabhängiger von der Konstellation der Mächte seine ko
tinentale Stellung ist. Daher gilt es zunächst, das Deutsche Re
von dem „Cauchemar des coalitions“ zu befreien, der Bisma
bedrückte. Daher ist das erste Erfordernis der deutschen We
politik, daß Deutschland auf dem Kontinent so stark ist, daß je
möglichen Konstellation gegenüber die Chancen des Sieges a
seiner Seite sind. Nur dann wird es bei weltpolitischen Unt
nehmungen die Rückwirkungen auf die kontinentale Konstellati
auf sich nehmen können. Ja, diese Rückwirkungen werden au
bleiben, sobald man sieht, daß Deutschland auf dem Kontin
mit Aussicht auf Erfolg auch durch Zusammenschluß seiner we
politischen Gegner nicht angreifbar ist. Die Entscheidung üb

die deutsche Weltpolitik fällt auf dem Kontinent. Die deutsche öffentliche Meinung hat diesen Zusammenhang zwischen der militärischen Stellung Deutschlands auf dem Kontinent und seiner weltpolitischen Bewegungsfreiheit noch nicht durchweg begriffen. Ihr scheint die Flotte das erste Instrument der Weltpolitik. Und gerade weil die politische Sehnsucht der Nation weltpolitisch gerichtet ist, ist die Flotte in dem heutigen Deutschland populärer als das Heer. Indes kann man sich vielleicht eine deutsche Weltpolitik ohne eine überragende Stellung zur See, aber gewiß keine ohne eine solche Stellung zu Lande denken. So wichtig die Flotte für den realen Schutz der Interessen über See wie für die Imponderabilien der Macht ist, das Heer ist noch wichtiger. Der Einfluß der starken Stellung zu Lande ist freilich ein indirekter, der weniger in die Augen springt als die direkte und greifbare Wirkung der Stellung zur See.

Durch seine jüngste Heeresverstärkung hat Deutschland einen großen Schritt zu derjenigen Festigung seiner kontinentalen Stellung getan, welche die Grundlage weltpolitischer Bewegungsfreiheit bildet. Die Gegenmaßregeln der Franzosen zeigen der Welt, daß Deutschland der von Natur stärkere Teil ist und durch Anstrengungen der möglichen Gegner militärisch nicht mehr lahmgelegt werden kann. Damit muß sich, wenn Vernunft und Einsicht in die reale Lage die Handlungen der Menschen bestimmt, die Stellung dieser möglichen Gegner zu den weltpolitischen Unternehmungen Deutschlands allmählich ändern.

Für die allmähliche Befreiung der deutschen Politik aus dem erwähnten Circulus vitiosus wie überhaupt für die Eigenart ihrer Möglichkeiten und Bedingungen ist die zweite Phase der Marokkoaffäre besonders charakteristisch. Diese zweite Phase, welche als ihre Liquidation bezeichnet werden kann, beginnt mit dem deutsch-französischen Marokkoabkommen vom Februar 1909.[12]) Durch dieses Abkommen versprach die deutsche Politik auf der Basis der Akte von Algeciras die politische Aktion Frankreichs in Marokko nicht zu behindern, wogegen Frankreich die wirtschaftliche Gleichberechtigung Deutschlands und die Berücksichtigung seiner ökonomischen Interessen zusagte. Durch diesen Vertrag versuchte die deutsche

Politik die marokkanische Frage aus der europäischen Politik au
zuscheiden und sich ihrer Rückwirkung auf die kontinentale Ko
stellation zu entledigen. Die marokkanische Frage hatte gleichsa
ein Netz über die deutsche Bewegungsfreiheit geworfen. Au
diesem Netz suchte man sich zu befreien. Es ist gar kein Zwei
darüber, daß dieses Abkommen den Rückzug oder die Fortsetzu
des Rückzuges bedeutete, den Deutschland auf der Konferenz v
Algeciras angetreten hatte. Wenn sich später herausstellte, d
dieser Rückzug kein vollständiger war, sondern in der Berufu
auf die Akte von Algeciras eine mögliche Wiederaufnahmestellu
in sich enthielt, so kann doch nicht behauptet werden, daß die
Rückzug schon damals nur ein Scheinmanöver war und die deutsc
Politik mit einer zukünftigen Wiederaufnahme rechnen konn
Das Abkommen erwies sich als eine richtige Berechnung. Euro
fühlte sich erleichtert. Der marokkanische Druck war von d
deutschen Politik gewichen. Es wurde eine Transaktion mit Ru
land möglich, durch welche gegen Anerkennung der russischen Vo
zugsstellung in Nordpersien, Rußland seinen Widerstand geg
die Bagdadbahn aufgab und ein deutsch-russischer Streitpunkt au
der Welt geschafft wurde. Die diplomatische Einkreisung, welc
sich an der Marokkoaffäre bewährt und erhalten hatte, war durc
brochen. Nunmehr konnte die deutsche Politik den Versuch wage
die marokkanische Frage wieder aufzunehmen und zum mindest
eine günstige Liquidation durchzusetzen. Dieser Versuch mußt
wenn nicht infolge einer solchen Wiederaufnahme die gleiche Rü
wirkung auf Europa sich wieder einstellen sollte, zu einer kurz
und vollständigen Liquidation führen. Das Unternehmen wä
nicht gelungen, wenn nicht die französische Politik in der Behan
lung der marokkanischen Wirren einen entscheidenden Fehler g
macht hätte. Sie verstand nicht zu warten. Hätte sie zu wart
verstanden, so wäre ihr Marokko, ohne daß Deutschland Gelege
heit gefunden hätte, Entschädigungsansprüche zu stellen, langsa
aber sicher in den Schoß gefallen. Sie unternahm eine Expediti
nach Fez, das zwar zu erreichen, aber nicht wieder zu verlass
war. Die militärische Okkupation der Hauptstadt aber verlet
die Grundbestimmungen der Akte von Algeciras, welche die Bas

des Februarabkommens bildeten, und gab so der deutschen Politik die Freiheit des Handelns zurück. Die Entsendung zweier Kriegsschiffe nach Agadir zum Schutz der dort bedrohten Deutschen war rechtlich unanfechtbar. Frankreich wurde vor die Wahl gestellt, Deutschland auf dem Wege der Gewalt oder der friedlichen Verständigung aus Südmarokko zu entfernen. Im ersteren Fall wäre das Odium des Krieges auf die Republik gefallen. Frankreich wählte den zweiten Weg. Es ist bekannt, wie sehr die langwierigen Verhandlungen Europa erschüttert haben. Schließlich erhielt Frankreich das Protektorat über Marokko gegen die Sicherung der wirtschaftlichen Interessen Deutschlands in Marokko und eine quantitativ bedeutende, qualitativ zum Teil umstrittene Gebietsabtretung am Kongo. Zieht man die vorige Entwertung der marokkanischen Aktie in Betracht, so muß gesagt werden, daß Deutschland in letzter Stunde noch eine unverhältnismäßig günstige Liquidation erreichte.

Aber mit welchem Aufwand an Mühe und diplomatischen Mitteln, unter welchem Risiko war dies ermöglicht worden! Dieses Kapitel deutscher Weltpolitik illustriert wie kein anderes die Eigenart der weltpolitischen Situation des Reiches, die Begrenztheit seiner Expansionsmöglichkeiten, die Verkettung der Weltpolitik mit Kontinentalpolitik, die Kompliziertheit der Faktoren, mit denen eine deutsche Weltpolitik zu rechnen hat. Alle diese Schwierigkeiten entspringen in einer geographischen Situation, welche große Kräfte fesselt und die Bewegungsfreiheit hemmt, daher denn Deutschland, um Weltpolitik treiben zu können, einer ungeheuren Entfaltung realer Machtmittel bedarf.

An dieser Marokkoepisode aber läßt sich des weiteren die Entwicklung aufzeigen, welche der politische Geltungsdrang des deutschen Volkes seit der Reichsgründung genommen hat, und zwar nicht nur seine Zunahme an Intensität, sondern auch sein Mangel an Urteil und Zielsicherheit. Dieser Seelenzustand der Nation in bezug auf die Weltpolitik und sein Verhältnis zu den oben erwähnten Bedingungen und Schwierigkeiten weltpolitischer Betätigung charakterisiert die Eigenart der deutschen Weltpolitik.

Es ist leicht, und daher kaum nötig, nachzuweisen, daß d politische Lebensdrang des deutschen Volkes seit der Reich gründung stark und ununterbrochen gewachsen ist. Sein Wach tum hat Schritt gehalten mit dem Wachstum der Interessen · ja, wenn man Gefühle zahlenmäßig messen könnte, müßte m wahrscheinlich sagen, er sei ihm vorausgeeilt. Der deutsche N tionalismus schäumt heute auf, wenn Gebiete, in denen es nennen werte deutsche Interessen noch kaum gibt, einem zukünftigen deu schen Einfluß entzogen werden und zeigt, daß auch dem kosm politischsten aller Völker jene Grenzenlosigkeit des Strebens, wel das Wesen des Nationalismus ausmacht, nicht fremd ist.

Dieses Wachstum der nationalen Empfindung können w überall konstatieren, wo immer wir Äußerungen des politisch Denkens aus den zwei ersten Jahrzehnten nach der Reichsgründu mit solchen aus der Gegenwart vergleichen. Am augenscheinlichst ist wohl das Zeugnis, das der Umschwung der Haltung able die die politischen Parteien und Zeitungen gegenüber den r tionalen Forderungen einnehmen. Die Kämpfe, welche die Mi tärvorlagen der achtziger Jahre hervorriefen, sind heute undenkb Keine der bürgerlichen Parteien kann es mehr wagen, eine V stärkung der militärischen Machtmittel, die die Regierung Interesse der auswärtigen Position des Reiches für notwend erklärt, abzulehnen; selbst die Sozialdemokratie, welche, durch Programm gefesselt, natürlich Gegner bleibt, muß in der B kämpfung solcher Forderungen eine gewisse Vorsicht und Zurü haltung üben und leugnet nicht, daß sie, wenn es über ei solchen Frage zu Neuwahlen kommt, einer empfindlichen Nied lage sicher ist. Das heißt nichts anderes, als daß der nation Drang heute nicht mehr nur das Empfinden der Gebildeten, Adels oder des städtischen Bürgertums beherrscht, sondern Volke selbst, unaufhörlich wachsend, lebendig ist und auch da, er zu fehlen scheint, nur schlummernd auf den Ruf der Ere nisse wartet.

In keiner Zeit, zu keinem Anlaß hat die deutsche Regieru so heftige und leidenschaftliche Angriffe erfahren, als während Marokkoangelegenheit und insonderheit während der Phase die

Angelegenheit, welche als ihre endgültige Liquidation bezeichnet werden kann. Die Entsendung zweier Kriegsschiffe nach Agadir hat auf den deutschen Nationalismus wie ein Weckruf gewirkt. Diese Kreise fühlten sich aus einer erzwungenen Passivität, in der Deutschland den weltpolitischen Fortschritten anderer Nationen neidisch zusehen sollte, selbst aber keine auf der Landkarte aufzeigbaren Fortschritte aufzuweisen hatte, zu dem endlichen Gebrauch ihrer Kräfte, deren Überlegenheit sie sich bewußt waren, gerufen. Man glaubte, die Regierung hätte nun endlich eingesehen, daß Deutschland das reiche Land, in dem man Milch und Honig fließen sah, nicht in die Hände des frechen Frankreich fallen lassen könne und ginge daran, es ihm im letzten Momente abzujagen. Als man dann erfuhr, daß die Regierung nichts weiter als eine leidliche Liquidation der leidigen Affäre durchsetzte und, wie wir annehmen müssen, durchsetzen wollte, war man enttäuscht, niedergeschlagen, fühlte sich betrogen. Die Leitung der auswärtigen Politik wurde mit einer Leidenschaft angegriffen, welche noch wenige Jahre früher bei einem solchen Anlaß undenkbar war und deren Maßlosigkeit alle Grenzen gesunder Vernunft überschritt.

Diese Maßlosigkeit charakterisiert den Seelenzustand, in welchem sich die nationalistische Bewegung des modernen Deutschland befindet. Es hat etwas Rührendes und zugleich elementar Gewaltiges, wie dieses junge, zur politischen Einheit gelangte Volk nach Jahrhunderten von Zerrissenheit, Fremdherrschaft und politischem Leid nun von der Sehnsucht zur Macht gepackt und seiner selbst innegeworden, den kosmopolitischen Schlaf und die Erinnerungen des Aschenbrödels abschüttelnd, über die Meere drängt. Aber gerade dieses Überwiegen des gefühlsmäßigen Charakters in dem deutschen Nationalismus zeigt, wie viel dieser unpolitischen Nation noch zu jenen Eigenschaften fehlt, welche die großen weltpolitischen Völker aller Zeiten besessen haben und besitzen mußten. Leidenschaft allein hat zu keiner Zeit ausgereicht. Der deutsche Nationalismus hat noch ein wenig von den Manieren eines jungen Hundes an sich, der, linkisch und schwerfällig, noch nicht weiß, wie er die noch ungelenken Glieder gebrauchen und wann er bellen soll. Der

politischen Leidenschaft fehlt der politische Sinn. Das ist n
erstaunlich, woher sollte er kommen? Er setzt die Tradition vor
und eine lange Geschichte. Er wird in Generationen erworben,
die heutige Generation ist die erste in der Geschichte des deutsc
Volkes, die vor weltpolitische Aufgaben gestellt wird. Der deut
Nationalismus ist noch nicht frei von den Manieren des Emp
kömmlings; er hat da und dort noch Einschläge von Neid und Ress
timent, welche beide schlechte Berater sind. Er sieht mehr auf
Äußerlichkeit als auf das wahre Wesen, hat einen Glauben
die Gewalt, die wohl genügt, um zu erwerben, aber nie, um
bewahren, was sie erworben hat, weiß nicht, daß die Dinge rei
müssen und daß Geduld eine der ersten politischen Tugenden
sondern hat die begreifliche Ungeduld eines Volkes, das, Ja
hunderte getreten, hat warten müssen und zu wachsen angefan
hat, als die anderen den Hauptteil des Besitzenswerten bere
besaßen. Der deutsche Nationalismus sah Marokko durch d
Novemberabkommen des Jahres 1911 im Meer versinken u
warf der Regierung vor, daß sie es abgelehnt hatte, um d
Besitz dieses Landes einen Krieg gegen Frankreich und Engla
zu führen. So argumentiert Leidenschaft und Ungeduld; k
rechnender Verstand muß sich sagen, daß auch die französis
Herrschaft Marokko nicht vom Erdboden verschwinden mach
kann, daß, wenn ein siegreicher Krieg Voraussetzung seines E
werbes ist, dieser Krieg auch später und unter aller menschlich
Voraussicht nach günstigeren Bedingungen, also mit mehr Aussi
auf Erfolg gekämpft werden kann und dann neben anderem
befriedetes, also ein besseres Marokko als Siegespreis win
Gegen eine solche Argumentation ist vom Standpunkt auch d
leidenschaftlichsten Nationalismus nichts einzuwenden. Und doch h
keine der reichsdeutschen Zeitungen, die sich so verzweifelt gebärdet
so argumentiert. Auch über den überaus verwickelten Zusamme
hang, in welchem für die deutsche Politik Weltpolitik und Ko
tinentalpolitik stehen, über die Grenzen und Rücksichten, wel
dieser Zusammenhang ihr auferlegt, sind sich die deutschen Na
tionalisten nicht klar. Sie sind sich klar nur über ihren Willen z
Macht und weltpolitischen Geltung.

Wenn wir uns der in dem ersten Kapitel getroffenen Unterscheidung zwischen einem extensiven und einem intensiven Nationalismus erinnern, so wird nicht zu leugnen sein, daß die nationalistische Bewegung in Deutschland, wie übrigens in allen europäischen Ländern, vornehmlich extensiv ist. Das ist nicht weiter erstaunlich, denn die erklärten Nationalisten sind überall gerade die Partei und die Gruppe, welche die extensive Komponente des nationalen Lebensdranges vertreten. Der intensive Nationalismus ist ja seinem Wesen nach überall mehr kulturell als politisch gerichtet und spielt deshalb in dem politischen Leben der Nationen nicht die gleiche Rolle. Was aber eigenartig ist und in gewissem Sinne das Zeitalter charakterisiert, also der Hervorhebung bedarf, das ist, daß die extensive Komponente in unserer Zeit überall die stärkere zu sein scheint als die intensive. Das trifft nicht nur auf Deutschland, sondern auf alle anderen Länder zu, mag aber hier an dem Beispiele Deutschlands aufgezeigt werden.

Man spricht und schreibt viel mehr von einer Ausdehnung der deutschen Macht als von einer Vertiefung und inneren Bereicherung des deutschen Wesens. Man mißt mit Zahlen die wirtschaftliche Expansion und vergißt, sich zu fragen, ob diesem Wachstum in die Breite auch ein Wachstum in die Tiefe entspreche, ob sich das deutsche Wesen vertieft oder nicht etwa verflacht habe. Es wäre vielleicht leicht, durch einen Vergleich mit der kulturellen Blüte des deutschen Geistes und der deutschen Empfindung in früheren Zeiten nachzuweisen, daß das letztere der Fall ist und die Zeit eines ungeheuren Aufschwungs auf wirtschaftlichem Gebiete die Zeit einer kulturellen Verflachung sei. Es trifft ein solcher Nachweis nicht nur auf Deutschland, sondern auf alle Länder zu und charakterisiert bis zu einem gewissen Grade das Zeitalter. Die großen geistigen Konzeptionen, an denen die Eigenart der Völker und ihrer Kulturen sich gebildet hat, gehören früheren Zeiten an; unsere Zeit hat keine aufzuweisen, durch die das innere Wesen der Völker sich umgeformt, weitergebildet, vertieft hätte.

Das Problem als solches gehört nicht in den Rahmen dieser Darstellung. Aber die indirekten Folgen dieser Entwicklung greifen auf

das weltpolitische Gebiet über. Es ist möglich, daß es sich bei die
Erscheinung um eine vorübergehende Folge einer Zeit ungeheu
äußerer Bewegung, die alle Kräfte absorbiert, handelt, und d
die Nationen über kurz oder lang das Wachstum in die Tie
wenn man so sagen kann, wieder aufnehmen. Dann wird vi
leicht diese Umkehr als vornehmliches Interesse zunächst auf
Extensität des Nationalismus dämpfend wirken, letzten Ent
aber in einer Akzentuierung der Volkspersönlichkeiten ihm
später nur noch größere Kraft zuführen. Es ist ferner mögli
daß es sich um keine vorübergehende, sondern um eine dauern
Erscheinung handele, die nur eben erst sich zu entwickeln begonn
hat. In diesem Falle erhält des Problem weltgeschichtliche B
deutung. Es ist klar, daß, wenn wir das organische Volk, s
Wachstum und Schicksal mit dem Leben des Baumes vergleich
die Kultur, ihre Kraft und Eigenart, die Rolle spielt, die
diesem Leben des Baumes den Wurzeln zukommt. Wurzeln u
Äste müssen organisch wachsen — bleiben die Wurzeln zur
so werden auch die überentwickelten Äste den Untergang d
Baumes nicht aufhalten, ja ihn beschleunigen. Dies ist nur
Gleichnis und wie alle Gleichnisse schief und unzutreffend. Al
es unterliegt doch keinem Zweifel, daß überall und immer in
Geschichte der Niedergang der Völker mit dem Niedergang ih
Kulturen begonnen hat. Das, was die Völker im innersten
sammenhält, ihnen das unendliche Streben gibt und den Vol
genossen befähigt, über seine eigenen Interessen hinaus im Dien
einer überindividuellen Pflicht zu arbeiten, ja sein Leben an
Erfüllung solcher Pflichten zu setzen, das ist nicht der Bl
zusammenhang allein, es ist die bewußte oder unbewußte Id
in welcher das Wesen des Volkes sich investiert hat, der Gla
an ein Höheres, welches gerade in seinem Volke lebt und
erfüllen soll. Ohne diesen Glauben ist jeder Nationalismus v
urteilt.

Ein Niedergang der kulturellen Vertiefung bedeutet nic
anderes als den Verfall dieses Glaubens. In diesem Sinne hä
das Schicksal des englischen Weltreichs an der Frage, ob j
religiös politische Idee, die der Pflichtglaube der Puritaner ei

geschaffen hat, und die das alte England beherrscht und groß gemacht hat, in dem neuen sich wird halten können oder durch eine neue Konzeption des Ideals wird ersetzt werden können. In dem gleichen Sinne hängt das Schicksal Deutschlands an der Frage, ob der alte Idealismus in der neuen Gestaltung der äußeren Dinge sich wird halten und eine neue Form wird finden können. Wenn es aber richtig ist, daß überall die Kultur der Völker sich verflache, an Tiefe und innerem Gehalt verliere, dann ist damit gesagt, daß auch der Quell zu versiegen beginne, aus dem die Nation als überindividueller Organismus die ewige Lebenskraft trinkt — und dann halten wir in dem Beginn einer solchen Entwicklung den Beginn einer Dämmerung des Nationalismus selbst. Dann heißt das nichts anderes, als daß die Nationen aufhören, die Träger der Ideen zu sein, und dann wären sie, da das Streben der Menschheit ein ewiges und unendliches ist, bestimmt, abgelöst zu werden vielleicht von Organismen anderer Art, in welchen sich die Ideen dann investieren, und wenn diese Organismen quer gelagert wären, würde auf das Zeitalter des Nationalismus ein Zeitalter eines neuen Kosmopolitismus folgen. Aber selbst wenn die alten Völker wirklich niedergehen, wird eine solche Entwicklung immer vorübergehend sein und nie die ganze Erde umspannen, denn andere junge Völker harren noch der Reife, ja der Geburt, der Schoß der Erde wird nicht unfruchtbar werden; die nationalen Organismen haben sich immer jeder kosmopolitischen Bewegung gegenüber als das stärkere Lebensprinzip erwiesen, und wie es immer war, wird es auch in Zukunft sein.

Wir kommen nach dieser spekulativen Abschweifung auf Deutschland zurück, um zusammenfassend die Eigenart des Faktors zu kennzeichnen, den das Deutsche Reich für das Getriebe der Weltpolitik bedeutet. Ein junges Volk von enormer Arbeitskraft und Tüchtigkeit mit schnell wachsender Bevölkerung ist zur Aktivität erwacht. Es macht ungeheure Fortschritte auf wirtschaftlichem Gebiete, seine Interessen erweitern sich und greifen über die Meere. Äußere Notwendigkeit und innerer Lebensdrang zwingt es zur Weltpolitik. Eingezwängt in ungünstige Grenzen, bedarf es zur Verteidigung großer Machtentfaltung, ist in seiner weltpolitischen

Bewegungsfreiheit vielfach gehemmt. Es muß um seiner weltpolitischen Freiheit willen zu Hause gegen alle Eventualitäten gesichert sein. Es kann sich die noch offenen weltpolitischen Betätigungsgebiete nicht verbauen lassen. Ein Versuch einer solchen Verbauung wird, vielleicht von vorübergehendem Erfolg begleitet, auf die Länge an seiner realen Macht wie an seinem gewaltigen Lebensdrang scheitern.

8.

Unter ganz anderen Verhältnissen und Lebensbedingungen hat sich die Entwicklung der größten außereuropäischen Weltmacht, der Vereinigten Staaten von Amerika, vollzogen. Wer die Eigenart ihres Nationalismus und ihrer Weltpolitik verstehen will, muß auf die europäische Brille verzichten.

Zunächst handelt es sich hier um eine Nation, deren Bildung noch nicht abgeschlossen ist. Die europäischen Völker sind ihr gegenüber feste, von einer langen Vergangenheit geformte Typen. Auch ihre Eigenart bildet sich weiter und mag sich wandeln, aber ihre inneren Möglichkeiten sind vorgezeichnet und begrenzt, ihre Umrisse fester. Den Kristallisationskern der amerikanischen Nation bildeten die englischen Einwanderer des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Um ihre Ideenwelt, ihre Sitten, ihren Gottesglauben, ihre Zähigkeit und Organisationsbegabung hat sich die übrige und spätere Einwanderung herumgelagert. Der Typus der sich durch die Mischung bildete, ist zwar ein wesentlich anderer geworden, hat aber doch eine große Verwandtschaft mit dem Engländertum: und diese Verwandtschaft wird durch die Sprache gehalten, die das Engländertum der neuen Nation gab. Was indes für das Verständnis der amerikanischeu Nation von heute und ihre inneren Probleme von größter Bedeutung ist, ist die Erkenntnis, daß die Bildung eines amerikanischen Typus, eines spezifisch neuen Menschenideals auch heute noch nicht abgeschlossen ist. Die ungeheure Vermehrung der Einwanderung im neunzehnten Jahrhundert, ein starker Einschlag deutschen und irischen Blutes, dann die enorme wirtschaftliche Entwicklung, welche immer neue Möglichkeiten schnell wechseln ließ, haben die Konsolidierung und

ruhige innere Entwicklung eines amerikanischen Menschentypus erschwert. Die Ansätze sind überall da; in der Phraseologie des politischen Lebens scheint der Begriff des amerikanischen Bürgers, seiner Sitten und Anschauungen festzustehen; aber wenn man näher zusieht, scheint er doch erst im Umriß vorhanden. Der Präsident Roosevelt hat im Jahre 1894 in einer Schrift über den „wahren Amerikanismus" gezeigt, was da alles noch schwankend und unklar ist. Seine Schrift ist eine Philippika gegen die europäischen Neigungen und Vorlieben der alten Amerikaner, gegen die Neigung der Neueingewanderten, an ihrem Geburtsland mit ihren Erinnerungen kleben zu bleiben. Er predigt den Amerikanismus. Aber er zeigt selbst, ohne es zu wollen, die Wurzel aller Unsicherheit. Er muß den Amerikanismus definieren, den er predigt. Was er da Positives sagt, sind indes nur Selbstverständlichkeiten, die für jede nationale Idee gelten. Was er Negatives sagt, ist nur die Verurteilung jener Schwankungen und Unsicherheiten. Kein nationales Ideal läßt sich negativ bestimmen. Ideale bedürfen eines positiven Gehalts, um wirksam zu sein. Natürlich hat auch das amerikanische Menschenideal einen durchaus positiven Inhalt. Aber gerade er ist eben noch in der Bildung begriffen und schwankend. Es fließt in ihn viel ein von dem Ideengehalt der amerikanischen Verfassung, deren Grundsätze für den Amerikaner eine Art Bibel sind. Der freie Bürger, das sich selbst regierende, allen offene Volk, der freie Glaube, die Menschenrechte, der Stolz, der aus diesem Glauben fließt, und die Pflichten tüchtigster Selbstbewährung, die er auferlegt, der vorwärtsgewandte Blick, die ungeheuren Möglichkeiten, die das weite Land der tätigen Schaffensfreude bietet — alles das sind positive Elemente des Amerikanismus. Sie sind herausgewachsen aus den Anschauungen der altenglischen Einwanderer, die das freie Amerika begründet haben. Sie haben Besitz von den späteren Einwanderern germanischer Rasse ergriffen.

Und doch: der freien Entfaltung und dem weiteren Ausbau dieses Ideals trat später und tritt heute manches in den Weg. Zunächst die tatsächliche Entwicklung der wirtschaftlichen und infolgedessen der politischen Verhältnisse.

Seit Anbeginn der Welt ist das Ideal der Freiheit und alle[s] Streben nach ihr mit einem tragischen Schicksal behaftet. Si[e] wird am Ende die Geister nicht los, die sie rief. Sie gebärt sic[h] Kinder, die die Neigung haben, die Mutter zu erdrosseln. Unte[r] ihrem Schutze und durch sie der ewig schöpferischen Menschen[-] natur entlockt, entstehen Gebilde einer neuen Macht, die, uner[-] sättlich wie jede Macht, schließlich die Freiheit der anderen ge[-] fährdet. Die Befreiung des wirtschaftlichen Lebens von alle[n] Fesseln früherer Jahrhunderte hat überall in der Welt das wirt[-] schaftliche Leben zu ungeheurer Entfaltung gebracht. Aber überal[l] sind aus dieser Entfesselung neue Bindungen hervorgegangen[.] Man hat die Freiheit der Konkurrenz und die Freiheit der Ver[-] tragsschließung stabiliert und muß nun wahrnehmen, wie aus de[r] Freiheit der Vertragsschließung neue Gewalten hervorgehen, di[e] die Freiheit der Konkurrenz, mag sie auch theoretisch und in de[n] Gesetzen des Staates und den wirtschaftlichen Ideen der Mensche[n] noch bestehen, praktisch nicht nur bedrohen, sondern längst au[f] einigen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens vernichtet, auf andere[n] eingeschränkt haben. In keinem Lande ist die Entwicklung s[o] sichtbar geworden und so fortgeschritten wie in Amerika. Da[s] Problem der Trusts ist zum Angelpunkt der inneramerikanische[n] Politik geworden. Wir können es in diesem Rahmen nicht be[-] handeln, müssen aber doch, trotz seiner großen Schwierigkeit, seine[r] erwähnen, da seine Folgen für das amerikanische Menschenideal[,] mithin für die weltpolitischen Möglichkeiten des Amerikanismus von größter Bedeutung sind. Aus dem Geist des amerikanische[n] Bürgertums, der Verfassung und den ideellen Grundlagen de[s] amerikanischen Lebens heraus muß der Staat einen Kampf gege[n] die neuen Gewalten führen, die in den Trusts herangewachse[n] sind. Er muß ihn führen, wenn er sich nicht diesen Gewalte[n] selbst ausliefern will; in dem Kampf des Staats gegen die Trust[s] kämpft die alte Freiheitsidee des amerikanischen Volkes den Kamp[f] für sich selbst. Die Inhaber der Staatsgewalt werden durch di[e] öffentliche Meinung gezwungen, den Kampf gegen die Trusts z[u] führen oder wenigstens zu versprechen. Die Abneigung gegen di[e] Trusts spielt bei den Wahlen eine ausschlaggebende Rolle. De[r]

Kampf ist aussichtslos, ja, er kann nur mehr zum Schein geführt werden. Die Macht der Trusts über den Staat ist größer als die Macht der trustfeindlichen Wähler — die Trusts beherrschen die Realität, die Trustfeindschaft nur mehr den Schein. Die Trusts beherrschen die Wahlen, die unter der Parole der Trustfeindschaft gefochten werden. Hier offenbart sich die Tragik der demokratischen Freiheit: die Freiheit wird schließlich zu einer Welt schöner Scheinbarkeit, in die sich die Macht wirtschaftlicher Gewalten verkleidet. Wir stehen heute mitten in dieser Entwicklung, lesen von Prozessen und Programmen gegen die Trusts, von Untersuchungen und Verurteilungen, sehen zwar, daß die Machthaberschaft der Trusts da und dort die Methoden ändert, sehen aber nirgends, daß sie irgendwie erschüttert oder gebrochen würde.

Es ist offenbar, daß diese Entwicklung hinter die amerikanische Freiheitsidee ein Fragezeichen gesetzt hat. Dieses Fragezeichen ist ihr Einfluß auf das amerikanische Menschheitsideal, auf die Möglichkeiten des nationalen Typus. Die Bildung dieses Typus wird dadurch unterbrochen, aus den alten Bahnen in neue abgelenkt. Es ist heute beinahe unmöglich, die Bedeutung dieser Entwicklung, die sich in der Gegenwart vollzieht und erst in der Zukunft in einer weiteren Perspektive sichtbar werden wird, zu übersehen. Wenn wir indes, trotz der materialistischen Neigungen des Zeitalters, die Lehre der Geschichte festhalten, daß, wo immer eine Weltherrschaft gegründet wurde und von Dauer sein sollte, der Glaube an ein Menschheitsideal die Vorbedingung war, die erst die Gewalt zur Macht organisieren kann und ohne die alles zerbröckelt, dann müssen wir auch die Frage nach der ferneren weltpolitischen Zukunft der Vereinigten Staaten abhängend denken von der Frage, ob die Ansätze positiven Menschheitsideals jenseits der Atlantik sich entfalten oder verkümmern werden.

Dieser Tragödie der wirtschaftlichen Freiheit entspricht eine Tragödie der politischen Freiheit. Beide hängen ursächlich aufs engste zusammen und bilden *einen* Prozeß. Es ist die Krisis des Repräsentativsystems, welche wiederum zwar nicht auf die Vereinigten Staaten beschränkt, aber in ihnen am weitesten fortgeschritten ist. Diese Krise berührt ein anderes Element des alten

amerikanischen Ideals, die Selbstregierung des souveränen Volke
Auch hier scheint, was früher Wahrheit war, auf dem Wege zu
Scheinbarkeit zu sein. Aus den Strömungen im Volke wachs
die Parteien, als Vertreter dieser Strömungen und Meinunge
hervor. Aber auch der gläubige Anhänger der demokratisch
Dogmen kann nicht leugnen, daß die so entstandenen Parteien,
gewaltigen Organisationen geworden, sich verselbständigt und v
dem Boden gelöst haben, auf dem sie entstanden. Die Part
maschine wird zur selbständigen Macht. Wenn sie auch nic
unabhängig ist von den Strömungen im Volke, so ist sie do
nicht mehr deren getreuer Ausdruck; sie ist so mächtig und gr
geworden, daß, wenn sie sich im Gegensatz zu den Strömung
im Volke befindet, nicht mehr von selbst eine Konkurrenz entste
oder ohne weiteres leichthin aus dem Boden gestampft werd
kann. Die Herrschaft über die Strömungen im Volk ist selb
zu einer komplizierten Kunst geworden, welche die Scheinbarkeit
handhabt, an denen überall die öffentliche Meinung hängt. A
Stelle des unabhängigen Wählers, der zur leeren Konstrukti
herabzusinken droht, tritt der Techniker der Wahlmache; und wen
die Stimmung des Wählers noch Einfluß hat auf die Programm
der Parteien, so ist sie doch ohne Einfluß auf ihre Handlunge
und daß die Programme der Parteien mit ihren Handlung
übereinstimmten, ist ein Glaube, der der Vergangenheit angehör
Dieser Krise des Repräsentativsystems entspringen die Erfol
der Idee des Referendums, welches überall in den einzeln
Staaten und Kommunen siegreich vordringt, über dessen schlie
lichen Sieg und seine mögliche Wirksamkeit heute indes noch nic
geurteilt werden kann.

Diese innere Entwicklung, sagten wir, hat die ideelle En
faltung und Festigung des amerikanischen Typus erschwert und z
einem Problem der Zukunft gemacht. In derselben Richtun
wirkte die spätere Entwicklung der Einwanderung.

Dabei wirken zwei Momente zusammen. Die Einwandere
scharen, die nach der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts nach de
Vereinigten Staaten geströmt sind, sind im allgemeinen schwere
als die früheren, von ihrer Heimat zu lösen. Sie entstamme

einer Zeit, in der die nationalen Tendenzen in dem alten Europa schon erstarkt waren; sie haben die nationale Stimmung ihres Ursprungslandes mitgenommen, und der Puls der Heimat schlägt in ihnen weiter. Sie setzen der restlosen Amerikanisierung einen größeren Widerstand entgegen und erschweren so die Vereinheitlichung des amerikanischen Volkes. Sie werden Amerikaner und bleiben doch Deutsche, Engländer, Iren, und so entsteht an Stelle des einheitlichen Amerikanertums der Typus des Deutsch-Amerikaners, des Anglo-Amerikaners, des Irisch-Amerikaners. An Stelle des Einen Typus entsteht eine Vielgestaltigkeit von Typen, die, wenn sie auch durch das gemeinsame Amerikanertum gebunden sind, doch im Rahmen dieser Gemeinsamkeit vielfach divergieren. Gegen diese Erscheinung zieht Roosevelt in der oben angeführten Schrift gegen den Amerikanismus zu Felde: „Wir heißen den Deutschen, den Iren willkommen, der Amerikaner werden will, aber wir können keinen Fremdling gebrauchen, der nicht von seiner Nationalität lassen will. Wir brauchen keine Deutsch-Amerikaner und Irisch-Amerikaner, die eine besondere Schicht in unserem politischen und gesellschaftlichen Leben bilden wollen. Wir können nichts anderes gebrauchen als nur Amerikaner, und wenn sie das ganz sind, dann kann es uns gleich sein, ob sie deutscher oder irischer Abkunft sind. Es ist in unserem gesunden amerikanischen Gemeinwesen kein Platz für einen deutsch-amerikanischen oder irisch-amerikanischen Stamm."

Wie indes jeder, der die Entwicklung der inneren Verhältnisse der Vereinigten Staaten daraufhin prüft, ohne Mühe sehen kann, helfen derartige Appelle nichts: die Rolle, die die Stammesorganisationen bei den Wahlen und sonst im öffentlichen Leben des Staates spielen, hat an Bedeutung zugenommen. Durch diesen innerhalb des amerikanischen Volkes bestehenden Partikularismus greifen die europäischen Differenzen auf das innere Leben der Vereinigten Staaten über, vor allem eine Differenz: die deutsch-englische. In Zeiten gespannter deutsch-englischer Beziehungen und heftiger Preßfehden zwischen der deutschen und der englischen Presse wird ein Teil dieses Preßkampfes in der öffentlichen Meinung der Vereinigten Staaten ausgefochten, wobei die Fehden

zwischen deutsch-amerikanischen und anglo-amerikanischen Zeitunge
an Heftigkeit hinter den Fehden der deutschen und englisch
Blätter in Europa nicht zurückbleiben. Es wäre sogar ein leichte
aus zahlreichen Beispielen der letzten Jahre nachzuweisen, daß d
Streit in Amerika heftiger tobt als in Europa.

Faßt man diese Entwicklung unter einer allgemeineren Perspe
tive, so sieht man die Geschichte um eine Lösung eines interessant
und seltenen Problems ringen: die Neubildung einer Nation i
Zeiten der Neubelebung der alten Nationen, aus denen die ne
sich bilden soll. Es scheint, als ringe hier eine Zukunft, die nic
recht entstehen kann, mit einer Vergangenheit, die immer lebe
diger wird. Will man diesen Gedankengang über Gebühr presse
so könnte man sagen, Amerika sei um hundert Jahre zu sp
daran; die Bildung des neuen Volkes hätte vor der Bewuß
werdung der europäischen Nationalismen beendet sein müssen.

Schließlich fällt aber dies Problem und seine Schwierigkeite
kaum ins Gewicht gegen eine andere schwerere Frage, vor die ei
anderer Faktor in der Geschichte der Vereinigten Staaten d
Idee der amerikanischen Nation gestellt hat.

Dieser andere Faktor ist die Tatsache, daß die germanisc
Einwanderung so gut wie aufgehört hat, an ihre Stelle aber ei
enorme romanische und slawische getreten ist. Die germanisc
Einwanderung war immerhin im Grunde homogen; wenn sie s
auch nicht ganz dem alten Amerikanertum assimilierte, so doch zu
größten Teil und in den wesentlichsten Punkten, und das, oh
die ideellen Grundlagen des bisherigen Amerikanismus zu gefäh
den; gelang ihre vollständige Verschmelzung nicht sofort, so w
sie doch nicht hoffnungslos. Die neue Einwanderung aber brin
Elemente, welche nicht nur unter sich, sondern auch dem bisherig
Amerikanertum vollständig heterogen sind. Nichts verbindet s
mit der amerikanischen Ideenwelt. Die Zahlen sprechen über d
Bedeutung dieser Verschiebung eine deutliche Sprache. Die En
wicklung hat erst angefangen, diese Richtung einzuschlagen, u
doch macht sie schon heute, neben der Trustfrage, das schwierigs
Problem der inneren Politik der Vereinigten Staaten aus. Na
der Veröffentlichung des Zensusamts über die Resultate der Volk

zählungen von 1900 und 1910 stellt sich die Verschiebung für Neuyork wie folgt dar: Im Jahre 1900 bildete die fremdgeborene Bevölkerung ein Drittel, 1910 40 % der Gesamteinwohnerschaft. Sie betrug 1910 1 927 000 gegen 1 260 000 im Jahre 1900. Unter diesen Fremdgeborenen standen 1900 die im Deutschen Reich geborenen an erster Stelle. 1910 sind die Deutschen von den Russen und Italienern überflügelt worden. In Rußland sind 483 580 Neuyorker geboren, darunter zum mindesten zwei Drittel Juden. Dann folgt Italien mit 340 524, Deutschland mit 279 242, Irland mit 252 528, Österreich (zum größten Teil Slawen und Juden) 193 203, England mit 101 217 und Ungarn (darunter ebenfalls viele Slawen und Juden) mit 73 336. Wenn auch diese Neuyorker Zahlen nicht für das ganze Land gelten, so zeigen sie doch die Richtung an, in der die Entwicklung geht. Diese Entwicklung gefährdet nicht nur den germanischen Grundcharakter der Blutmischung und das Vorwiegen des angelsächsischen Menschentypus, sondern ebenso die protestantische Grundlage der amerikanischen Ideenwelt, also neben der Einheit der Rasse die ideelle Einheit. Der Religion nach sind die Neueingewanderten zum größten Teil Katholiken, Russisch-Orthodoxe, Juden. In Boston, dem geistigen Hauptsitz des protestantischen Lebens, sind jetzt 52 % Katholiken. Dazu kommt, daß auch diese romanischen und slawischen Neueinwanderer ihren bewußten Nationalismus in die Neue Welt mitgebracht haben, ihre Erinnerungen nicht mehr aufgeben, Gruppen bilden und Fremdkörper bleiben.

Die amerikanische Regierung hat ebenso wie die geistigen Führer der Nation die in dieser Entwicklung liegende Gefahr längst erkannt. Ihre jüngste Politik in der Einwanderungsfrage stellt einen Versuch dar, diese Entwicklung zu korrigieren. Man stellt wachsende Anforderungen an die Einwanderer und macht neuerdings ihre Zulassung nicht nur von einem Minimum an finanziellen Mitteln, sondern auch von dem Nachweis des Besitzes der Schreibkunst abhängig, und will Analphabeten nicht mehr zulassen. Ob diese Vorschriften, die sich nur gegen die slawische und romanische Einwanderung, nicht aber gegen die germanische richten, viel helfen werden, steht dahin. In diesem Chaos von

Wirren kommt dann noch das alte, aber auch heute noch un
löste Problem der Negerfrage. Da aber das prozentuale V
hältnis der Neger zu den Weißen abnimmt, so belastet die
Problem die Zukunft nicht in höherem Grade als die Vergang
heit und Zukunft und kann für die Zwecke dieser Betracht
außer acht bleiben.

Wird das amerikanische Leben diesem Wirrwarr der Ras
gegenüber die innere Einheit und Gemeinsamkeit der ideel
Grundlagen, soweit es sie schon hatte, wahren, soweit sie i
noch fehlte, erringen können? Das ist das Problem des am
kanischen Nationalismus. Millionen zusammengewürfelter M
schen bilden, selbst wenn die Einheit eines Staates sie alle u
faßt, noch keine Nation. Die Stärke einer Nation liegt in ih
organischen Einheit. Erst aus ihr kann jener Lebensdrang
nationalen Gesamtheit entstehen, der einer Weltpolitik Rückh
und Ziel gibt.

Während wir in den Staaten Europas festen nationa
Einheiten als gegebenen Faktoren der weltpolitischen Tenden
gegenüberstehen, stehen wir in den Vereinigten Staaten noch
der Frage, ob eine solche sich zu Ende bilden und welcher Charak
ihr eignen wird. Erst die Zukunft wird diese Frage beantwor
können. Menschlichem Ermessen nach wird früher oder später
gemeinsame politische Atmosphäre, die gemeinsame Schule,
Einheit des äußeren Lebens, die Blutmischung alle divergierend
Tendenzen überwinden. Wann indes diese Entwicklung ab
schlossen, welcher Art die zukünftige Nation sein wird, steht dah
Zunächst wirken die schwierigen Probleme und Aufgaben, mit den
der jetzige Zustand das amerikanische Leben belastet, der Zielsich
heit des nach außen gewandten nationalen Wollens entgegen.

Die bisherige Geschichte des weltpolitischen Wollens
Vereinigten Staaten kann in der Geschichte der Monroedokt
zusammengefaßt und überschaut werden. Ihre Entwicklung u
allmähliche Umgestaltung ist die Entwicklung und allmähliche U
gestaltung der politischen Ansprüche der Vereinigten Staaten.

Der Ursprung der Monroedoktrin ist eine Erklärung
Präsidenten Monroe aus dem Jahre 1823. Im Jahre 18

war die politische Situation des amerikanischen Kontinents die folgende: Ungeheure Gebiete waren noch unerschlossen, politisch nicht abgegrenzt, unter unsicheren Herrschaftsverhältnissen. Im Süden kämpften die spanischen Kolonien um ihre Unabhängigkeit gegen Spanien. Im äußersten Norden suchte Rußland seine Herrschaft über das sterile Alaska nach fruchtbaren Gebieten auszudehnen. Durch einen Vertrag vom Jahre 1818 hatten England und die Vereinigten Staaten ihre Streitigkeiten über den Besitz noch unabgegrenzter Gebiete im Norden vertagt und ein zehnjähriges Kondominium über diese damals noch wenig bekannten Gegenden beschlossen.

Den russischen Plänen traten England und die Vereinigten Staaten vereint entgegen. Damals erklärte der Staatssekretär Adams dem russischen Gesandten in Washington, Baron Tuyl, offen: „Wir werden Rußland das Recht auf jede territoriale Festsetzung auf diesem Kontinent bestreiten und offen das Prinzip aufstellen, daß die amerikanischen Kontinente künftighin keiner neuen kolonialen Festsetzung europäischer Staaten unterworfen werden dürfen.“

Gleichzeitig suchte Spanien die Intervention der heiligen Allianz gegen seine revoltierenden Kolonien. Der Vertrag vom 20. November 1815 verpflichtete Österreich, Rußland, Preußen und England, alle revolutionären Bewegungen, welche die Völker gegen die legitimen Regierungen unternehmen könnten, zu unterdrücken. Frankreich war 1818 beigetreten. Während der diplomatischen Bemühungen Spaniens bei den Mächten der heiligen Allianz verkündete der Präsident Monroe in seiner Jahresbotschaft an den Kongreß die Grundsätze, die später den Namen der Monroedoktrin erhalten haben. Es sind zwei Grundsätze, das Prinzip der Nichtkolonisation und das Prinzip der Nichtintervention. Das erste Prinzip wird in dem § 7 der Botschaft aufgestellt und lautet: „Diese Umstände bieten eine gute Gelegenheit, als ein Prinzip, in welchem die Rechte und Interessen der Vereinigten Staaten zusammengefaßt sind, den Satz aufzustellen, daß die amerikanischen Kontinente, infolge der Freiheit und Unabhängigkeit, die sie errungen haben und festhalten, für die Zu-

kunft nicht mehr als Gegenstand irgendeiner Kolonisation seit irgendeiner europäischen Macht zu betrachten sind."

In den §§ 48 und 49 wird das Prinzip der Nichtin vention wie folgt begründet: „An den Kriegen der euro ischen Mächte anläßlich von Fragen, die diese selbst betref haben wir nie irgendeinen Anteil genommen, und es verträgt nicht mit unserer Politik, es zu tun. Was dagegen die Be gungen in dieser Halbkugel betrifft, sind wir notwendigerw unmittelbarer berührt. Das politische System der verbünd Mächte ist in dieser Beziehung wesentlich verschieden von amerikanischen. Wir sind daher den freimütigen und freundli Beziehungen, welche zwischen den Vereinigten Staaten und di Mächten bestehen, schuldig zu erklären, daß wir jeden Ver ihrerseits, ihr politisches System auf einen Teil dieser Hemisp auszudehnen, als unseren Frieden und unsere Sicherheit gef dend ansehen müssen. In den bestehenden Kolonien ei europäischen Staates haben wir nicht interveniert und werden nicht intervenieren. Was aber die Regierungen betrifft, die Unabhängigkeit proklamiert und aufrechterhalten haben und d Unabhängigkeit wir aus ernsten Gründen und nach gered Prinzipien anerkannt haben, könnten wir eine Intervention, we zum Zwecke hat, diese Staaten zu unterdrücken oder auf irg eine andere Weise eine Kontrolle über ihr Schicksal auszuü von seiten irgendeines europäischen Staates nicht mit anse ohne sie als Bekundung einer feindlichen Gesinnung gegen Vereinigten Staaten aufzufassen. Es ist unmöglich, daß die bündeten Staaten ihr politisches System auf irgendeinen dieses Kontinents ausdehnen, ohne unseren Frieden und u Glück zu gefährden. Niemand kann glauben, daß unsere südli Brüder, sich selbst überlassen, eine fremde Intervention freiw annehmen würden. Es ist daher gleicherweise unmöglich, daß eine solche Intervention, in welcher Weise sie auch erfolge, Gleichgültigkeit ansehen könnten."

Um diese beiden Prinzipien kristallisierte sich der politi Wille der neuen amerikanischen Nation. Die Botschaft Präsidenten wurde in den Vereinigten Staaten mit ungeheu

Jubel aufgenommen. Die ideellen Grundlagen des Amerikanismus standen den Prinzipien der heiligen Allianz gegenüber. Daher wurden diese wenigen Sätze zu einer politischen Idee. Die Idee überdauerte die Umstände, die ihre Formulierung veranlaßt haben. Die heilige Allianz besteht nicht mehr, kein Mensch denkt mehr an die Möglichkeit einer Intervention, die irgendeinen Teil des amerikanischen Kontinents dem politischen System Europas unterwerfen könnte; der ganze Kontinent ist kolonisiert und aufgeteilt, die Möglichkeit einer neuen europäischen Kolonisation, gegen die sich der § 7 wendet, besteht nicht mehr. Nimmt man die Monroedoktrin in ihrer ursprünglichen Fassung, so ist sie gegenstandslos geworden. Als politischer Faktor ist ihre Idee bedeutsamer denn je.

Sie erwies sich als eine geschmeidige Formel, die sich der Entwicklung des politischen Empfindens und Begehrens in staunenswerter Weise anzupassen vermochte. Sie nahm alles, was die Vereinigten Staaten bis heute wünschen konnten, in sich auf und verlieh der politischen Aktion jenen wirksamen und nützlichen Schein eines Rechtsgrundsatzes, der, den in ihm investierten politischen Willen stützend, gegen jeden Widerstand von außen ein mächtiges Imponderabile ins Feld führte. Die Formel wurde zur politischen Doktrin, welche als fester und gemeinsamer Inhalt des politischen Denkens die Nation auf ein Ziel einigte. Sie ist geschmeidig genug, um wechselnde Interpretationen zu ertragen, sowohl um in Fällen angewandt zu werden, auf die sie nicht paßt, als um in anderen außer acht gelassen zu werden, auf die sie paßt. Die amerikanische Politik hat in den folgenden Jahrzehnten in wechselnder Praxis die Monroedoktrin stillschweigend erweitert oder stillschweigend wieder eingeschränkt. Die allgemeine Entwicklung aber ging in der Richtung ständiger Erweiterung, wobei indessen gesagt werden muß, daß diese Erweiterung, abgesehen von dem politischen Empfinden, niemals die ständige Praxis, sondern nur gelegentliche Anwendungen bestimmen konnte.

Zunächst dient die Monroedoktrin dem amerikanischen Staat dazu, Gebiete für sich zu beanspruchen, deren Eroberung sie anderen Staaten verwehrt. Damit geht der Defensivcharakter des

Prinzips der Nichtkolonisation in einen offensiven Charakter üb
Europa soll nicht nur keine neuen Kolonien auf amerikanisch
Boden erwerben, sondern aus seinen alten zurückweichen. Sd
in der Frage des venezolanischen Grenzstreits und in der Ku
frage hatte das Prinzip keinen anderen Sinn. In analoger W
hat das Prinzip der Nichtintervention seinen rein defensi
Sinn in einen offensiven umgedreht. Während es die In
vention der heiligen Allianz abwehren sollte, wurde es schließ
zu einem Rechtsgrundsatz, welcher eine amerikanische Intervent
rechtfertigen sollte. Der Begriff der Intervention ist so dehnb
daß schließlich jede Mitwirkung europäischer Staaten an
politischen Fragen Zentral- und Mittelamerikas unter ihn fal
konnte: Europa aber von den politischen Fragen Süd- und Zent
amerikas vollkommen ausschalten, heißt ein alleiniges Bestimmun
recht der Vereinigten Staaten etablieren. Schließlich wird
Monroedoktrin auf ökonomisches Gebiet ausgedehnt, wird zur
gründung einer Zollpolitik angerufen, welche die europäisc
Waren von den amerikanischen Kontinenten verjagen und
südamerikanischen Staaten durch ein System von Vorzugszöl
mit den Vereinigten Staaten verbinden sollte. Heute ist
Sinn der Monroedoktrin wirtschaftlich wie politisch kein ande
als der Ruf: Amerika den Amerikanern; dessen eigentlicher Si
aber ist: ganz Amerika den Vereinigten Staaten.

Nur ein Gedanke der Monroedoktrin ist im Laufe der
nicht erweitert, sondern eingeschränkt worden: das ist der Pass
welcher das Desinteressement der Vereinigten Staaten in ni
amerikanischen Fragen behauptet. Das ist aber der einzige S
der einen negativen Sinn hat. Demgemäß hat seine Einschränk
positive Bedeutung. In steigendem, wenngleich in langsam s
gendem Maße hat die amerikanische Politik sich auch mit eu
päischen Fragen beschäftigt. Wenngleich diese Änderung zur
noch keine Bedeutung hat, so kann doch aus ihr die neue Tend
konstatiert werden. Es ist durchaus unwahrscheinlich, daß di
Tendenz in absehbarer Zeit irgendeine Bedeutung für die eu
päischen Fragen selbst erlangen wird. Die Aufgabe, welche
zur Durchführung der erweiterten Doktrin in Amerika zu lö

ist, ist zu groß, das Gebot der Klugheit, welche, abgesehen von jeder Doktrin, die Politik der Vereinigten Staaten davon abhalten muß, sich in dem europäischen Imbroglio zu engagieren, ist zu eindringlich, als daß diese Tendenz sich ausleben könnte. Als Tendenz aber zeigt sie, daß die Schrankenlosigkeit des Machtwillens nicht bloß den Nationalismen der alten Kontinente eignet.

In der ostasiatischen Frage ist die amerikanische Politik mitten drin. Die Vereinigten Staaten haben ihre Herrschaft auf Hawai und die Philippinen ausgedehnt — also nach Osten zu die Grenzen der amerikanischen Kontinente längst überschritten. Die Erwerbung der Philippinen galt schon dem „Newyork Herald" am 6. Mai 1898 als die Erwerbung eines ausgezeichneten Beobachtungspostens, von dem aus die Vereinigten Staaten in einer zukünftigen Teilung Chinas intervenieren könnten.

Tendenz und Wachstum des amerikanischen Nationalismus sind hiermit klargelegt. Es erübrigt eine Erörterung der Mittel, über die er verfügt. Die Vereinigten Staaten haben ihre Flotte planmäßig ausgebaut. Sie verfügen heute über die drittstärkste Kriegsflotte der Welt. Sie bedürfen ihrer nicht nur um ihrer ostasiatischen Interessen willen, sondern als Rückhalt ihres Einflusses auf die zentral- und südamerikanischen Staaten. Gegen sie haben sie schon mehrfach nur durch maritime Drohungen ihren Willen durchsetzen können. Dagegen ist ihre Landmacht — an den politischen Ansprüchen gemessen, welche die erweiterte Monroedoktrin stellt — durchaus unzulänglich. Es ist durchaus fraglich, ob diese Landmacht zu einer Intervention in die mexikanischen Unruhen ausreichen würde. Noch weniger würde sie für den praktisch unmöglichen, theoretisch aber denkbaren Fall eines erneuten europäischen Eingreifens in Mexiko zulangen. Daraus ergibt sich eine Differenz der militärischen Machtmittel zu den Machtansprüchen, die für die Eigenart der amerikanischen Politik wesentlich ist.

So weit das Programm der erweiterten Monroedoktrin: Amerika den Vereinigten Staaten, einer letzten Endes unmöglichen Verwirklichung immerhin nähergerückt ist, sind es auch nicht die militärischen Machtmittel gewesen, welche diese Fortschritte er-

möglicht haben. Es sind lediglich wirtschaftliche Kräfte. Al
Einfluß der Vereinigten Staaten in Südamerika beruht auf ih
wirtschaftlichen Überlegenheit, auf der Expansion des amerikanisch
Kapitals. Sein Einfluß überwiegt schon heute in Mexiko u
den kleinen Staaten Zentralamerikas, konkurriert in den s
amerikanischen Staaten mit Aussicht auf Hegemonie mit d
Kapitalmächten Europas; und wenn irgendeine Aussicht auf ei
wirksame Beherrschung der amerikanischen Kontinente durch d
Vereinigten Staaten besteht, so ruht sie in dem organisatorisch
Talent des amerikanischen Unternehmers. Amerikaner haben e
in den letzten Jahren die nordargentinischen und südbrasilianisch
Bahnen in ihre Hand gebracht und zu einem System vereini
Die politische Macht folgt der wirtschaftlichen, welche jene langs
unterhöhlt, wobei sie, um ungestört wirken zu können, den Schein d
unabhängigen politischen Fassade bestehen läßt. Hierzu ist al
zu bemerken, daß der nationale Charakter dieser Kapitalsmac
wenngleich vorhanden, doch teilweise fragwürdig ist — und
ihm eine neue, zum Teil selbständige Macht, welche mit d
amerikanischen Nation nicht identisch ist, ja mit dieser selbst u
die Herrschaft in der Heimat ringt, herangewachsen ist.

Der erweiterten Monroedoktrin sind Grenzen gesetzt. D
erste Grenze ist die militärische Unzulänglichkeit. Die wi
schaftliche Überlegenheit und die Expansion des amerikanisch
Kapitals mag ausreichen, einen großen politischen Einfluß d
Vereinigten Staaten auf die süd- und zentralamerikanischen Staat
zu gründen. Dieser Einfluß wiederum mag ausreichen, um pa
amerikanische Kongresse zusammenzubringen und auch Südame
kaner zu panamerikanischen Reden zu bewegen: zu der Gründu
eines einheitlichen panamerikanischen Riesenreiches langt er ni
zu. Dem Panamerikanismus steht der rudimentäre Zustand d
nordamerikanischen Nationaltypus, die Rassenverschiedenheit d
germanischen Nordens und des lateinischen Südens, das Hera
wachsen selbständiger Nationalismen in den südamerikanisch
Staaten entgegen. Wenn der Panamerikanismus die Idee ein
einheitlichen amerikanischen Nation bedeuten will, so ist er nic
nur für heute, sondern für alle Zeiten ein leeres Wort.

9.

Der andere Teil des amerikanischen Problems, das südamerikanische, hat für eine Untersuchung der weltpolitischen Faktoren insofern nicht die gleiche Bedeutung, als die südamerikanischen Staaten zurzeit und wohl noch auf sehr lange hinaus nur Objekt, nicht aber Subjekt einer Weltpolitik sind und sein werden. Sie kommen für die weltpolitischen Zusammenhänge nur durch die Rolle in Betracht, die sie in den weltpolitischen Plänen anderer Staaten spielen. Ihre weltpolitische Aktivität hat zurzeit noch die Form des passiven Widerstandes, den sie solchen Plänen anderer entgegensetzen.

Von besonderer Bedeutung ist die Stellung, die sie gegenüber der Weltpolitik der Vereinigten Staaten auf der einen, der der europäischen Großmächte auf der anderen Seite einnehmen.

Ein französischer Journalist hat im Jahre 1896 die Gesandten der südamerikanischen Staaten in Paris um ihre Meinung über die Monroedoktrin befragt und die Antworten im „Temps" vom 1. Januar 1896 publiziert. Der kurze Sinn aller dieser Antworten ist der: Die Unabhängigkeit der amerikanischen Staaten ist eine Selbstverständlichkeit. Die Monroedoktrin ist kein Rechtsprinzip, sondern ein Rechtsanspruch der Vereinigten Staaten. Amerika den Amerikanern, aber nicht den Vereinigten Staaten. Die Selbständigkeit der lebensfähigen Staaten Südamerikas und ihr Wille, diese Selbständigkeit gegenüber den Vereinigten Staaten zu wahren, ist in den letzten Jahrzehnten dauernd gewachsen und wird aller Voraussicht nach noch weiter wachsen. Der wirtschaftliche Einfluß des nordamerikanischen Kapitals mag wachsen, und kraft dieses wirtschaftlichen Einflusses mögen die schwachen zentralamerikanischen Staaten längst in eine reelle Abhängigkeit von den Vereinigten Staaten geraten sein: auch sie sind bemüht, den Schein zu wahren und setzen da und dort den politischen Plänen der Vereinigten Staaten, so gut und so lange es geht, Widerstand entgegen. Die Interventionsversuche der Vereinigten Staaten haben auch da, wo sie, wie in Venezuela, dem Interesse des Staates dienten und zunächst mit Jubel begrüßt wurden, schließlich Mißtrauen und Unruhe

zurückgelassen. Brasilien hat den panamerikanischen Ideen au
wirtschaftlichem Gebiet manche Konzession gemacht und infol
seines Gegensatzes zu Argentinien Ursache, auf engen Anschlu
an die Vereinigten Staaten bedacht zu sein; es wird, wenn dies
Gegensatz sich ausgleichen läßt und die amerikanische Freundscha
anspruchsvoller wird, sich schnell mit Argentinien und den übrige
Staaten gegen die Machtansprüche der Vereinigten Staate
zusammenschließen. Die Dinge liegen heute so, daß jeder stärke
Druck von Norden den Zusammenschluß des Südens herbe
führen muß.

Die Anzeichen dieser Entwicklung haben sich in den letzte
Jahrzehnten gehäuft, worüber alle panamerikanischen Veransta
tungen nicht hinweghelfen können. Die Slawen verbindet ei
gemeinsame Rasse, zum größten Teil auch ein gemeinsamer Gotte
glaube: daher wird der Panslawismus, wenn auch sein wesen
lichster politischer Inhalt der russische Anspruch der Herrscha
über alle Slawen ist, immer eine Realität bleiben, weil ei
wirkliche Idee ihm zugrunde liegt und etwas da ist, worauf d
russische Machtanspruch sich stützen kann. Der Panamerikanism
aber ist keine Realität, auch keine wirkliche Idee, sondern e
Phantom: er ist ein Machtanspruch der Nordamerikane
und es ist nichts in den Herzen der Südamerikaner, worauf
sich stützen könnte. Die Bevölkerung der Vereinigten Staate
trennt von der Bevölkerung der südlicheren Teile der amerikan
schen Kontinente die denkbar größte Rassendifferenz, die der ha
indianerhafte Typus des benachbarten Mexikanertums noch b
sonders unterstreicht. Der Rassengegensatz fällt zusammen m
der Verschiedenheit der Sprachen. Und dieser Rassengegensatz i
noch dazu nicht zu erschöpfen durch den Gegensatz der romanische
und der germanischen Rasse. Der ist verschärft worden dur
das verschiedene Verhältnis beider Rassen zu den eingeborene
Indianern. Während im Norden nirgends eine Vermischun
stattfand, sondern die eingeborene Rasse unterging, ist sie i
Süden erhalten und zum mindesten teilweise aufgesogen worde
wodurch denn ein neues trennendes Element zu den schon vo
handenen hinzukommt.

Wenn die süd- und nordamerikanischen Staaten eine gemeinsame Gefahr gegen Europa verbände, könnte ein gemeinsames Interesse dem Panamerikanismus vielleicht einigen Halt geben. Das ist indes nicht oder längst nicht mehr der Fall. Es wird zwar von Zeit zu Zeit versucht, eine solche Gefahr zu erdichten, wozu zum Beispiel die deutsche Einwanderung in Brasilien hat herhalten müssen; aber solche Versuche sind doch zu wenig fundiert, um irgendeinen dauernden Eindruck machen zu können.

Was das Verhältnis der südamerikanischen Staaten zu Europa betrifft, so wissen diese genau, daß ihnen von dieser Seite eine politische Gefahr nicht droht. Für die politische Expansion der Weltpolitik treibenden Völker Europas spielt Südamerika keine Rolle. Niemand in Europa denkt mehr an territoriale Erwerbungen auf amerikanischem Boden. Soweit die weltpolitische Konkurrenz der europäischen Völker eine politische ist, bleibt sie auf den afrikanischen und asiatischen Kontinent beschränkt. In diese Konkurrenz sind die südamerikanischen Staaten, welche in Afrika nichts zu suchen haben und auch dem ostasiatischen Kampfgebiet noch auf lange fernbleiben werden, an keiner Stelle verwickelt. Die moderne Weltpolitik indes hat eine wirtschaftliche und eine kulturelle Seite, deren Bedeutung für die allgemeinen Ziele der Weltpolitik hinter der politischen nicht zurücksteht, und in diesem wirtschaftlichen und kulturellen Konkurrenzkampf der großen europäischen Völker spielt Südamerika eine Hauptrolle. Argentinien kann finanziell als eine von der Londoner Börse aus geleitete Kolonie gelten. In seiner Einfuhr steht England an erster Spitze, während Deutschland und die Vereinigten Staaten um den zweiten Platz ringen; Frankreich, das den Schwerpunkt seiner weltpolitischen Propaganda auf die Kultur gelegt hat, weil es durch kulturelles Übergewicht allein seiner Wirtschaft einen Anteil sichern kann, beherrscht den Nachrichtenbezug Südamerikas aus Europa, die Mode, den Geschmack, die Phrasen und die Literatur, sendet Scharen von Conférenciers nnd so weiter.

Die südamerikanischen Staaten haben keinen Grund, diesen wirtschaftlichen Kampf der europäischen Völker, der sich auf

ihrem Boden abspielt, zu hindern; sie entwickeln sich dabe
werden reich und fühlen sich gedeckt gegen die Gefahr der wir
schaftlichen Erdrückung durch die Vereinigten Staaten. De
Kapital, das Europa in dem jungfräulichen Boden Südamerik
anlegt, nimmt den Bewohnern dieses Bodens nichts, sonde
befruchtet ihn und läßt sie teilnehmen an einem vervielfacht
Ertrag, von dem nur ein kleiner Teil als Zins nach Euro
zurückfließt.

Die größeren der südamerikanischen Staaten sind in de
letzten Jahrzehnt als Staaten beträchtlich erstarkt. In einigen i
die Zeit der ewigen Revolutionen vorbei, in anderen hat d
Revolution nur mehr die Bedeutung eines Regierungswechsel
Im Norden ist die staatliche Konsolidierung weniger fortgeschritt
als im Süden. Argentinien, Brasilien und Chile haben v
getan für ihr Heer und ihre Flotte, sie haben Schiffe neuest
Typs, gut gerüstete, zum Teil von europäischen Instruktoren au
gebildete Heere. Diese Rüstungen, wenngleich in erster Li
hervorgerufen durch den Gegensatz dieser Staaten untereinand
sind doch für die Machtansprüche der Vereinigten Staaten e
wichtiger Faktor: das argentinische Heer ist dem der Vereini
ten Staaten heute zweifellos überlegen und wenn die Staat
sich gegenüber den mexikanischen Unruhen so zurückhalte
zeigen, so hat bei dieser Haltung gewiß die Erkenntnis wen
stens mitgesprochen, daß das Bundesheer auch der Aufga
dieses heute so erschütterte Land zu pazifizieren, kaum
wachsen ist.

Schneller noch als Staaten von achtunggebietender Ma
sind in Südamerika Nationen mit starkem Lebenswillen und inne
Eigenart herangewachsen. Sie sind noch in Bildung begriffe
aber die Typen beginnen bereits sich schärfer voneinander ab
heben. Welche Faktoren in diesem Entwicklungsprozeß wirks
sind, die Umwelt, verschiedene Nuancen der Rassenmischung o
der Einfluß der staatlichen Verhältnisse, ist in diesem Zusamme
hang ohne Belang; genug, daß festgestellt werde, daß die nation
Grundtendenz, die die Individuen an Völker bindet, auch Sü
amerika erfaßt hat und wachsend beherrscht.

10.

Wenn wir bisher bei Betrachtung der einzelnen Völkerindividualitäten und ihrer politischen Eigenart überall ein Anwachsen der nationalen Tendenzen haben feststellen müssen, so waren es doch durchweg Völker der weißen Rasse, Kinder Europas, Bestandteile des christlichen Kulturkreises. Daß indes diese Stärkung der nationalen Tendenzen nicht aus der Eigenart der weißen Rasse oder der christlichen europäischen Kulturkreise, sondern der menschlichen Natur selbst fließe, lehrt uns die Betrachtung der beiden Nationen gelber Rasse, von denen die eine mit einer beispiellosen Aktivität, die andere mit einer zwar noch passiven, aber ungeheuren Masse in das weltpolitische Geschehen einzugreifen begonnen hat.

Japan hat sich im Laufe eines halben Jahrhunderts aus einem mittelalterlich rückständigen, von aller Welt abgeschlossenen, in Bürgerkriegen und Adelskämpfen zerfallenen Staatsgebilde in eine moderne Großmacht verwandelt. Erst im Jahre 1858 schloß es den ersten Handelsvertrag, der den Vereinigten Staaten eine Reihe von Häfen öffnete, und erst zehn Jahre später nach heftigen inneren Kämpfen, die gerade durch diese Änderung in der Abschließungspolitik gegen die Fremden hervorgerufen wurden, gab es die Abschließung endgültig auf und trat in freien Kontakt mit der europäisch-amerikanischen Welt. Die Entwicklung, die sich dann vollzog, steht in der uns bekannten Geschichte einzig da. Die Japaner zeigten sich imstande, die Machtmittel der europäischen Zivilisation sich im Laufe weniger Jahrzehnte anzueignen, ihre wirtschaftliche und politische Organisation nach dem Muster Europas umzugestalten. Das Erstaunliche dabei ist, daß durch eine so rapide Umgestaltung des ganzen Lebens der nationale Organismus nicht innerlich erschüttert und geschwächt wurde, wie in allen anderen Fällen, in denen ein vorher abgeschlossenes Volk mit einem Male eine fremde Kultur, Ideenwelt und Wirtschaftsorganisation übernahm. Japan gelang es sogar, die europäischen Machtmittel gegen Europa selbst und mit Erfolg zu gebrauchen: nachdem es China besiegt hatte, drängte es Rußland in einem

siegreichen Kriege unter glanzvollen, vielbewunderten Kriegstaten von dem japanischen Expansionsgebiet ab und rückte damit nicht ganz vier Jahrzehnte, nachdem es sich der modernen Zivilisation geöffnet hatte, in die Reihe der Weltmächte ein. Der äußere Verlauf dieser Entwicklung ist bekannt, die inneren Faktoren aber, die sie möglich gemacht haben, sind schwer zu fassen. Sie interessieren uns hier insoweit, als sie ein Urteil über das Japan von heute, die Triebkräfte seines Imperialismus und seine Zukunft ermöglichen.

Man kann diese inneren Gründe nirgend anders als in der Eigenart der japanischen Rasse suchen und neben der Geschlossenheit und Einheit dieser Rasse und ihrer Kultur, neben der relativen Kleinheit des Landes, die die Verwandlungsfähigkeit erleichtert und eine durchgreifende und schnelle Wirkung staatlicher Maßnahmen ermöglicht, die alten soldatischen Eigenschaften der Japaner, ihre Gelehrigkeit, Geschmeidigkeit, zähe Energie zur Erklärung heranziehen. Das Wesentliche wird man in der Qualität der Rasse, dem elementaren Lebenswillen der Nation, kurz der Kraft der nationalen Tendenz zu suchen haben. Von dem Augenblick an, da das japanische Volk, dessen unbewußter Nationalismus sich bislang in der Abschließung und Feindschaft gegen alles Fremde Genüge getan hatte, zu begreifen anfing, daß es auf diese Weise seine Existenz gefährde, warf es sich mit derselben Leidenschaft, mit der es bisher alles Fremde abgelehnt hatte, auf seine Nachahmung: und gegen diese Erkenntnis der praktischen Notwendigkeit verschwanden in erstaunlich kurzer Zeit alle einem solchen Umschwung entgegenstehenden Überlieferungen, Dogmen, Bedenken, Ideen. Es ist ein Volk, dessen Lebenswille höchst real orientiert ist, das dem realen Streben nach Macht alles andere unterordnet. Diese Richtung des Lebenswillens, seine Geschlossenheit und seine Kraft haben das schnelle Aufsteigen des kleinen Japan zu einer imperialistisch orientierten Weltmacht ermöglicht. Der heutige japanische Nationalismus unterscheidet sich wenig von dem europäischen. Er mag in der Zeit der Abschließung noch wesentlich asiatisch gewesen sein — auch er ist heute europäisiert.

Wie bekannt, hat sich dieser Nationalismus von Anfang an gegen außen gerichtet. Er war schon bald nach seinem Entstehen imperialistisch und extensiv. Japan beherrscht heute an neuen Erwerbungen Korea, die Halbinsel Liaotang, Formosa, die Insel Sachalin bis zum 50. Breitegrade; die südliche Mandschurei ist eine kaum noch bestrittene Domäne seines Einflusses. Das bedeutet für das kleine und arme Land eine enorme Expansion. All das hat es durch das Schwert errungen und beherrscht es durch das Schwert. Es ist bekannt, welche Befürchtungen diese schnelle japanische Expansion rings an den Küsten des Pazifik, in Australien, Kalifornien, Mexiko hervorgerufen hat. Sogar die Vereinigten Staaten fühlen sich nicht nur im Besitz der Philippinen und Hawais, sondern auf dem amerikanischen Festland selbst bedroht und mancher sieht die Japaner schon in Mexiko, Kalifornien, Ekuador Fuß fassen, Kohlenstationen, Flottenstützpunkte begründen. Alle diese Befürchtungen werden genährt durch die Eigenart des japanischen Auswanderers, seine Emsigkeit, Zähigkeit, Arbeitskraft und seinen schrankenlosen Patriotismus. Diese Art des Auswanderers trägt die Heimat mit sich, der er den Rücken gekehrt hat. Es ist gar kein Zweifel, daß diese Befürchtungen übertrieben sind. Es ist schon in den letzten Jahren immer deutlicher geworden, daß die expansive Entwicklung zum mindesten ihr Tempo wird verlangsamen müssen und schon verlangsamt hat. Das heutige Japan krankt an seinen Erfolgen. Es war vielleicht gezwungen, eine so überschwengliche auswärtige Politik zu treiben, namentlich die russischen Pläne auf sein bestes Expansionsgebiet nicht zu dulden, aber es hat die Folgen seiner Siege noch nicht überwunden. Es muß sich wirtschaftlich und finanziell ganz anders konsolidieren, ehe es nur an einen kleinen Teil des Ehrgeizes denken kann, der ihm zugeschrieben wird. Ein zu frühes Wachstum kann zwar zu äußeren Erfolgen, auch vielleicht zu der Begründung eines Imperiums führen, dessen Macht und Ausdehnung sich auf der Landkarte bestaunen läßt — eine wirkliche und dauernde Herrschaft aber bedarf eines anderen Fundaments. Damit aber kommen wir auf die Hauptschwäche des heutigen, vielleicht auch des zukünftigen japanischen Imperia-

lismus. Das japanische Volk hat seine Erfolge durch se
kriegerischen Eigenschaften errungen. Sein Imperialismus ist
Imperialismus der Gewalt. In unserer Zeit überaus komple
Zusammenhänge und Lebensbedingungen aber kann die Gew
allein nicht halten, was sie erwarb. Der wahre Imperialism
der das Erworbene nicht nur äußerlich beherrscht, sondern inn
lich sich aneignet, setzt eine Menge von Fähigkeiten voraus,
mit dem Gebrauch des Schwerts nichts zu tun haben. W
Japan bisher in der Beherrschung der neuerworbenen Gebi
fremder Rasse in Korea und in Formosa geleistet hat, berech
nicht zu dem Glauben, daß es über diese Eigenschaften verfü
Es hat den Anschein, als fehlte ihm ein Unentbehrliches,
kulturelle religiöse Kraft. Es ist seltsam, aber unleugbar, d
zwar nicht die Gründung, aber dauernde Erhaltung der gro
Imperien ein Werk der Idee war. Japan hat keine solche Id
Es bringt der Welt keine neue Religion, keinen neuen Idealism
kein neues Menschenideal, das zu sich verführte. Dem japa
schen Imperialismus fehlt die religiöse Fundierung. Viellei
offenbart sich hierin die Kehrseite seiner Europäisierung.
scheint, als hätte es der Welt nichts mehr Neues, Eigenes
sagen — nur japanische Nuancen der Meinungen Europas, d
nach wie vor die Mutter der Ideen bliebe. Vielleicht wird
in Zukunft diese Meinung desavouieren, die von englischen Kenn
Japans, die als Engländer über die kulturellen Vorbedingun
des Imperialismus am besten Bescheid wissen, ausgesproch
wurde.[13])

11.

Die andere ostasiatische Macht, China, kann noch keine W
politik treiben. Sie ist zurzeit nur Objekt, nicht Subjekt,
Weltpolitik, aber von allen Objekten das größte, seltsamste, dunkel
Sie ist das größte nicht nur wegen des ungeheuren Raumes, we
seines Reichtums an Bodenschätzen und seiner Fruchtbarkeit — s
dern in erster Linie wegen der beispiellosen Masse von Mensch
China zählt vierhundert Millionen Einwohner. Menschen aber sind

größte Reichtum. Zudem haben diese vierhundert Millionen eine Fruchtbarkeit sondergleichen. Wenn schon quantitativ das chinesische Problem mit keinem anderen verglichen werden kann, so erst recht qualitativ. Es ist von einer so unnahbaren Eigenart und Komplexität, daß ein jeder, dem es nicht gegeben ist, schlechthin und ohne Selbstprüfung zu urteilen und zu kombinieren, seine Unzuständigkeit bescheiden eingestehen muß. Kenner Chinas haben bemerkt, daß das Problem immer vielgestaltiger und unfaßbarer erscheine, je mehr man sich in dem Lande selbst mit ihm befasse. Dann aber ist es vermessen, zu glauben, man könne aus der Ferne in kurzen Strichen seine Umrisse zeichnen. Ein solcher Anspruch wird hier nicht erhoben. Es sollen nur einige Momente, die für das allgemeine Problem der nationalen Tendenz bedeutsam scheinen, herausgegriffen und dabei unter allem Vorbehalt die Möglichkeiten berührt werden, die das chinesische Problem der Entwicklung der modernen Weltpolitik bietet.

Es ist kein Zweifel, daß auch das moderne China seine nationale Tendenz hat. Es liegen eine Reihe von Äußerungen dieser Tendenz vor, Boykottbewegungen, Parteiprogramme, die Haltung der auch in China in dem letzten Jahrzehnt entstandenen Presse. So typisch diese Äußerungen auch sind, so berechtigen sie doch nicht dazu, diese Masse von vierhundert Millionen Menschen sich in dem gleichen Sinne national determiniert und zusammengefaßt zu denken, in dem die Völker des europäisch-amerikanischen Ideenkreises, zu dem das moderne Japan bereits zu zählen ist, es sind. Man muß immer berücksichtigen, daß die Bewegung, die das chinesische Volk in dem letzten Jahrzehnt ergriffen hat, nur einen Bruchteil der vierhundert Millionen umgefaßt, nämlich den, der mit Europa in nähere Beziehungen gekommen ist, der weitaus größte Teil aber in den Banden des alten China verharrt, vielleicht von allen Veränderungen und Umwälzungen der letzten Jahre noch keine oder nur eine gänzlich falsche Kenntnis erlangt hat. Das alte China ist immer noch der Hauptfaktor des modernen.

Das alte China nun war kein eigentlich nationales Reich. Es war durch Jahrhunderte hindurch an eine Fremdherrschaft

gewöhnt. Kriegerische Völker aus dem Norden brachen imm
wieder in das fleißig und still bebaute, fruchtbare Reich ein, b
mächtigten sich der Herrschaft, wurden allmählich durch die übe
legene Kultur der Beherrschten überwunden. Das chinesisc
Volk nahm dies Schicksal hin als den Willen Gottes. Go
offenbart sich durch den Erfolg. Wer Erfolg hatte, war der vo
Gott Begnadete, „als Sohn Gottes behandelte", der Himmel
sohn — auch wenn er ein Fremder war. Hatte die herrschen
Dynastie Mißerfolge, war das Volk unter ihrer Herrschaft vo
Überschwemmung, Hungersnot, Pest heimgesucht, so war das e
Zeichen, daß der Himmel seine Gnade von ihr zurückgezogen hatt
so durfte sie gestürzt werden. Des Volkes Unglück war Schu
der Herrscher. Der Thronwechsel durch Revolution war Institutio
Dieser Ideenwelt ist der nationale Gedanke fern. Es ist ei
Art Universalmonarchie, die am Erfolge klebt, an der das Volk g
keinen Anteil hat, in der der Herrscher verpflichtet ist, das Vo
glücklich zu machen und sich versündigt, wenn das Volk unglü
lich wird. Dabei werden die Herrscher gestürzt, weil sie nich
taugen, nicht aber, weil sie fremde Eroberer sind. Dazu komm
die ideelle Grundlage des Konfuzianismus. Der Konfuzianismu
ist der strikteste Gegensatz zu der modernen europäisch-amerikan
schen Ideenwelt, zu ihrem Individualismus, ihrem unruhige
grenzenlosen Lebensdrang, ihrem Glauben an ein unendliches Zi
ihrer Sehnsucht nach immer Neuem. Für den Konfuzianer habe
die Denker und Staatsmänner der ältesten chinesischen Geschich
schon alles Denkbare gedacht, alle Weisheit gefunden, alle Grenze
ausgemessen. Es gilt nur, ihre Tradition zu bewahren, ihre Ei
richtungen festzuhalten, ihre Weisheit zu erforschen und dafür z
sorgen, daß alles bleibe, wie es ist, oder wieder werde, was e
war. Auf dieser Grundlage gibt es keinen modernen Nationali
mus. Der sucht das ewige Neue, ist immer unzufrieden in d
Zukunft gerichtet, will grenzenlos wachsen, lehnt die Vergangen
heit ab und betrachtet die Gegenwart als Stufe einer bessere
Zukunft. Für das alte China muß unsere Welt ebenso unbegrei
lich sein als für uns ein Zustand der Versteinerung, in dem d
Philologen, die besten Kenner der alten Schriften und ihre

Stiles, als die berufenen Staatsbeamten gelten und die politische Karriere durch philologische Examina geöffnet wird.

Natürlich haben auch die Chinesen ihre Vaterlandsliebe, ihre Liebe zur Heimat. Die aber ist noch nicht national. Sie ist in China lokal orientiert, hängt an der Provinz und nicht an dem Reich, das als Universalreich jenseits der Vaterlandsliebe liegt. Dieser provinziale Patriotismus ist ein nicht zu übersehender Faktor, der in den Kämpfen der letzten Jahre mehr zentrifugale als zentripetale Kraft bewiesen hat.

Diese so disponierte ungeheure Masse nun ist in Berührung mit der europäisch-amerikanischen Zivilisation und dadurch langsam in Bewegung gekommen. Welches Entsetzen muß durch diese Welt gegangen sein, als der Kaiser Kuanghsü im Jahre 1898 sich zu einem Edikt entschloß, in dem es hieß: „Die Kenntnis der Klassiker allein befähigt noch nicht zur Bekleidung eines wichtigen Amtes. Wichtiger ist heute, daß jemand die Welt kennt." Wir greifen aus allen Einzelheiten der chinesischen Reformation und Revolution diese unscheinbare Bemerkung heraus, weil sie knapp und schlicht die grandiose Tragik des alten China enthüllt. Wenn es sich einfach darum handelte, ein besseres Neues an die Stelle eines schlechteren Alten zu setzen! Wir Europäer aber dürfen nicht vergessen, daß der gebildete Chinese ein gewisses Recht hat, daran zu zweifeln, daß das Alte ein Schlechteres, das Neue ein Besseres ist, daß für ihn der europäisch-amerikanische Geisteszustand etwas Minderwertiges ist, etwas, das China schon vor Jahrtausenden überwunden hat — daß es ihm scheint, als gäben die alten chinesischen Weisen auf die ungestümen Fragen des Europäers überlegen lächelnd eine uralte, etwas müde, aber sehr weise Antwort. Europa kennt keinen letzten Schluß der Weisheit, China glaubt ihn seit alters zu besitzen. Japan hat eine ähnliche geistige Kultur nicht besessen, was es davon besaß, war chinesischen Ursprungs — daher es sich denn bei der japanischen Umwälzung um eine bloße Umwandlung, bei der chinesischen aber um eine Tragödie größten Stiles handelt.

Das heutige China ist Republik, hat eine Verfassung, ein Parlament, einen Präsidenten, ein Kabinett, Parteien, Zeitungen,

Eisenbahnen und so weiter. Das alles ist das Resultat wen
Jahre. Die Entwicklung ist in vollem Gange, ein Zurück unm
lich. Und doch wäre es falsch, daraus zu schließen, daß
Tragödie abgeschlossen, das Problem gelöst wäre. China hat
Form, aber noch nicht das Wesen. Von den vierhundert M
lionen sind nur einige wenige in Bewegung geraten. Die Fr
die uns hier angeht, ist noch nicht beantwortet: es ist die Fr
ob aus dem ungeheuren Reich nach dem, wie es scheint, un
meidlichen Verlust der Außenprovinzen, ein lebensfähiger Natio
staat im europäischen Sinne, also eine chinesische Nation, die n
nur Objekt, sondern auch Subjekt einer Weltpolitik sein kön
hervorgehen wird, oder ob der Patriotismus eine provinziale
scheinung bleiben, das ungeheure Reich, unfähig, als Ganzes
europäischen Sinn zu pulsieren und zu leben, sich teilen und
fallen, provinzweise noch eine leidliche Selbständigkeit fristen w
um dann irgendwann einmal stückweise der europäisch-amerikani
japanischen Expansion zu verfallen?

Diese Frage ist heute noch so unbeantwortbar, daß e
unter allen Vorbehalten jede Antwort Vermessenheit wäre.
scheint, als wollte sich ein moderner Nationalismus herausbil
Der Einbruch der fremden Kultur hat ihn geschaffen. Abe
ist aus der Negation geboren, gebärdet sich zunächst als Fe
schaft gegen das Fremde, ist passiv und negativ, und wo er n
ist, scheint er an den Provinzen zu kleben. Für Jahrzehnte bl
China Objekt der Weltpolitik der im Osten interessierten Mä
ein ungeheures Objekt, gegen die politische Expansion leidlich gesc
durch die Rivalität der Anwärter und den wirtschaftlichen Gr
charakter ihrer Interessen. Wird es aber einst ein Nationals
in unserem Sinne, mit dem grenzenlosen Lebensdrang eines solc
dann wird es mit seinen Menschenmassen und Reichtümern,
Fleiß, der Genügsamkeit, Geschicklichkeit seiner Einwohner
Keim ungeheurer Möglichkeiten in sich tragen.

Nachdem wir in großen Umrissen die Eigenart der nation
Tendenzen, die die Träger der heutigen Weltpolitik beherrsc
zu skizzieren versucht haben, verbleibt uns die Aufgabe, eine
gemeine Frage zu stellen, die für die politische Entwicklung

Zukunft von größter Bedeutung, aber allerdings kaum beantwortbar ist. Wenn es richtig ist, daß die nationalen Tendenzen überall im Wachsen sind, wie steht es dann mit der Möglichkeit der Neubildung von Nationen, der Teilung der bestehenden? Die gegenwärtig bestehenden Nationen sind einmal entstanden. Werden auch in Zukunft neue entstehen oder ist das heutige System der Nationen relativ beharrlich? Es ist klar, daß dies Moment die Wahrscheinlichkeiten der Zukunft determiniert.

Dabei handelt es sich freilich um Abschätzung von Faktoren, die dem menschlichen Urteil kaum zugänglich sind. Nichts ist so dunkel, als die Entstehung der Nationen. Es scheint, als wäre unsere Zeit national so determiniert, daß Neubildungen wenig wahrscheinlich sind. Wo neue nationale Bewegungen entstanden sind, handelt es sich nur um ein Wachwerden alter nationaler Zusammenhänge, nicht aber um eine Entwicklung neuer. Wenn Völker wie die Flämen, Bulgaren, Araber sich ihrer nationalen Zusammengehörigkeit bewußt werden, so ist das ein Erwachen. Die Entstehung der jüngsten Nationen, der südamerikanischen, fällt noch in die Zeit vor dem Beginn der allgemeinen nationalen Bewegung. Wir haben gesehen, wie sehr die Bildung der nordamerikanischen Nation durch die nationale Determinierung der späteren Einwanderer behindert ist. In den beiden großen Weltreichen, in denen eine Teilung in verschiedene Völker überhaupt denkbar wäre, Rußland und dem britischen Reiche, haben wir keinerlei Anzeichen dafür, daß die Verschiedenheiten der Teile sich vergrößerten, die nationale Tendenz eine partikularistische Wendung nähme. Im Gegenteil, die Tendenz scheint dahin zu gehen, die partikulare Eigenart zwar zu entwickeln, ihr aber jede zentrifugale Wendung zu nehmen, und in gleichem Maße die Anziehung des größeren Rahmens zu stärken. Daher neigen wir dazu, anzunehmen, daß unsere Zeit zwar dem Wiederaufleben alter Nationen günstig, der Entstehung neuer aber ungünstig und im wesentlichen determiniert sei. So betrachten wir die bestehenden Nationen als gegebene Faktoren und lassen die Denkbarkeit von Neubildungen außer acht.